

Vergißeinnicht 1907

5 (1907)

Vergißmichnicht.

Illustrierte Zeitschrift der
Trappisten-Mission, Mariannhill, Südafrica.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Zahlungen und Sendungen
sind zu richten an:
Frater Edmund Küpper, O. C. R.



Vertretung der Mission Mariannhill
in Köln a. Rh., Salzmagazin 40.

25. Jahrgang.
Nr. 5.

Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mk. 1.50,
direkt franco zu-
gesandt oder von
unsern Befördern
bezogen.

Uebersetzungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.

Wohltätern wird
das Vergißmichnicht
gratis zugesandt.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu
Gunsten der armen
Neger in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmichnicht
geschehen am ein-
fachsten auf dem
Abschnitt der
Postanweisung.



Köln a. Rh.
Mai 1907.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der Hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohltätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergißmichnicht
werden an allen
Orten gesucht.

Für die Abonnenten
des Vergißmichnicht
als Wohltäter
unserer Mission
werden täglich in
der Abteikirche zu
Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.

Eigentum Photogr. Atelier Mariannhill.

Germann und Christine, ein kaffrisches Brautpaar in Reichenau.

Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergißmeinnicht“, als Wohltäter unserer Mission, werden in der Abteikirche zu Mariannahill jeden Tag zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

Zum hochheiligen Fronleichnamsfest.

Zungen der Türme,
Weckt in den Lüften melodische Stürme,
Daß sich verwundert erhebe das All,
Daß es vom Cherub hinab zum Gewürme
Lausche dem Schall!

Ewige Liebe,
Wie sie kein Seraph in Flammen beschrieb,
Neigt sich zum Kusse der sündigen Welt,
Daß sie vom Staub sich erhebe
Auf in ihr Zelt!

Gott in der Hülle,
Er, sich verkleidend in der blendenden Fülle,
Gürtet die Schatten des Brotes sich um;
Er, der gesprochen im Sturmesgebrüll,
Prediget stumm!

Reiser und Bäume,
Schmücket der Gassen bevölkerte Räume,
Flüstert dem Schöpfer der wogenden Saat,
Knospet, als nekten euch rieselnde Schäume
Fern vom Gestad!

Gras auf den Wegen,
Das sich so fern von den kühlen Gehegen
Ueber den Steinen zum Teppiche wob,
Atme ihm freudig-verschmachtend entgegen
Schüchternes Lob!

Männer des Krieges,
Deffnet die Reihen demant'nen Gefüges,
Daß sie der Löwe von Juda durchzieh',
Neiget die Fahne dem Fürsten des Sieges,
Der ihn verlieh!

Töchter des Landes,
Wallt vor dem Bräutigam weißen Gewandes,
Myrte und Rose gewunden ins Haar!
Bringet die Lampen des heiligen Brandes
Sorglich ihm dar!

Priester der Gnade,
Feiert in Hymnen die goldene Lade,
Darinnen das Manna, das göttliche, ruht.
Weißt mit entzündenden Wolken die Pfade,
Nähret die Glut!

Regende Fahnen,
Die an des Kreuzes Triumphe gemahnen,
Schwellende Segel an himmlischem Mast,
Führet uns glücklich die stürmischen Bahnen
Hin zu der Mast!

Ein Besuch beim alten Chief Mhlonhlo.

Von Rev. P. Bernard Fuß, O. C. R.

Mariazell. Mitte Juli vorigen Jahres verließ ich meine Station Gardenberg, um auf Geheiß meines Obern die Leitung der Missionsstation Mariazell zu übernehmen.

Bald nach meinem Eintreffen dahier kam ein Mann vom Chief Mhlonhlo mit einem Brief, worin derselbe unter anderem folgendermaßen schrieb: „Ich wundere mich, daß Ihr mich nicht besucht. Ich bitte Euch demütig und ehrfurchtsvoll, mich zu besuchen. Es gibt hier viele Schulen von verschiedenen Bekenntnissen. Ich selbst aber gehöre der römisch-katholischen Kirche an. Ich habe Kinder, welche ich im katholischen Glauben unterrichten lassen möchte. Schicket diesen Brief an den Bischof nach Durban. Mein heißester Herzenswunsch ist, daß meine Kinder in der katholischen Religion erzogen werden. Kommt, Ihr Männer Gottes, kommt, da ich dringend mit Euch zu reden wünsche. Ich wäre sehr froh, Euch hier zu sehen. Ich kenne Eure Namen nicht, aber ich denke, Ihr kennt mich; ich bin Mhlonhlo Mawane, der ehemalige Paramount-Chief der Bontomisa. Sendet meine besten Empfehlungen und Grüße an den Bischof in Durban.“

Euer gehorsamster Diener

Mhlonhlo Mawane.“

Auf diesen Brief antwortete ich dem Chief Mhlonhlo, daß ich meinen Obern von seinem Wunsch benachrichtigt und auf dessen Geheiß ihn später besuchen würde. Ich wollte es schon im Oktober tun, konnte aber damals wegen eines Fieberanfalles nicht am bestimmten Orte abreisen. Nun kam nochmals ein Brief von Mhlonhlo mit der dringenden Bitte, doch bald zu kommen. Sobald ich mich ein wenig erholt hatte, beschloß ich, die Sache nicht länger aufzuschieben.

Am Montag den 5. November machte ich mich auf den Weg in Begleitung eines schwarzen Lehramtskandidaten von hier, des Sohnes eines verstorbenen protestantischen Predigers. Derselbe war bei Mhlonhlo zu Hause, und mußte mir als Führer dienen. Ich machte die Reise mit einem kleinen zweirädrigen Wagen und einem starken zuverlässigen Pferd, da ich, durch eine eben überstandene Krankheit sehr entkräftet, eine weite Reise unmöglich zu Pferd hätte machen können. Früh 5 Uhr fuhr ich hier weg und erreichte aber erst 5 Uhr Katkop, ein sehr primitives Hotel an der Landstraße nach der Bahnstation Maclear. Unterwegs, während meiner Durchfahrt durch Mount Detcher, besuchte den Magistrat, Mr. Brownlee, der uns eine Woche zuvor im Auftrage der Regierung 2 Plätze von 1 Morgen für Kirche und Schule angewiesen hatte. (Siehe Vergißmeinnicht Nr. 4 Seite 75.)



Eigentum Photogr. Atelier Mariannhill.

Gronleichnams-Prozession in Mariannhill.

Rektor der hiesigen Station hätte ich bei der Anweisung der Plätze zugegen sein sollen, konnte aber unmöglich das Zimmer verlassen. Deswegen mußte ich die nächste Gelegenheit benützen, den Magistrat zu besuchen, um mich ihm vorzustellen und ihm nochmals mündlich zu danken für seine große Freundlichkeit, nachdem ich ihm im Namen unserer Gemeinde zuvor schon schriftlich gedankt hatte. Gegen Nachmittag, auf dem Wege zwischen Mount Hetcher und Katkop überraschte uns ein Gewitter mit Regen und Hagel. Ueberhaupt hatten wir jeden Tag Gewitter und starken Regen, so daß das Reisen zu dieser Jahreszeit sicherlich kein Vergnügen war.

Am andern Morgen früh 6 Uhr verließ ich Katkop und fuhr in der Richtung nach Dumbu, einer kleinen englischen Stadt. Gegen Mittag fragte ich einige Bondisakaffern nach der Wohnung des Mr. Wilson, der mich schon vorher eingeladen hatte, bei ihm Quartier zu nehmen, falls ich Mhlonhlo besuchen wollte. Die Kaffern wiesen mich auf einen 3 Meilen entfernten Store (Verkaufsladen), der früher dem Mr. Wilson gehört hatte, jetzt aber einem anderen Engländer gehört. Ich fuhr also darauf zu und verlor dabei den Weg, da es dort keine Fahrstraße gibt. So kam ich gerade um 12 Uhr an einen sumpfigen Graben, über den mein Pferd absolut nicht hinüber wollte, da es wohl merkte, daß es darin versinken würde. Um keinen Preis wollte das Pferd von der Stelle. Mein Begleiter meinte, wir müßten jetzt einen weiten Umweg machen. Ich aber wollte dem müden Pferde den Umweg ersparen und bestand darauf, über den Graben zu kommen. Ich ließ den Burschen zuerst hinüberspringen und warf ihm dann die Zügel hinüber. Sodann rief ich meinem treuen Pferde einige kräftige Ermahnungen zu und verstärkte dieselben etwas mit der Peitsche. Da bäumte sich mein guter „Sim“ auf, — ein gewaltiger Ruck und Sprung, — und im nächsten Augenblicke landeten Pferd und Wagen wohlbehalten auf der anderen Seite des Grabens im weichen nassen Grasboden. Mein Begleiter war darüber einfach sprachlos vor Erstaunen, denn er hatte erwartet, daß der Wagen in Trümmer gehen werde.

In diesem Augenblicke kam oben vom Berge ein Engländer herabgeritten, der gerade da eine neue Straße machte. Er sah offenbar, daß ich mich verirrt hatte, und winkte mir, zu ihm zu kommen. Er wohnte in einer Kaffernhütte, die er gemietet hatte, da er eine solche Hütte immerhin besser fand, als ein Zelt. Ich fuhr deswegen bei ihm vor. Er fragte mich gleich, ob ich ein katholischer Priester sei, was ich bejahte. Nun lud er mich zum Mittagessen ein und ließ auch das Pferd gut füttern. Darauf beschrieb er mir den Weg zu Mr. Wilson, der noch 6 Meilen von da entfernt wohnte. Er sagte mir voraus, der Weg dahin sei sehr schlecht, da er aber Augenzeuge des Sprunges gewesen war, den mein Pferd eben gemacht hatte, so meinte er, mit diesem Pferd und solchem Wagen könnte ich es schon versuchen, den kurzen Weg zu Mr. Wilson zu nehmen, statt des besseren, aber sehr weiten Umwegs. Er ritt sodann noch eine halbe Stunde mit mir und zeigte mir dann den Weg. Nun ging es fortwährend bergauf und bergab, und zwar so steil, daß wir streckenweise zu Fuß gehen mußten. 2 Stunden lang mußten wir die steilen Wege auf und ablaufen, bis wir endlich um 4 Uhr Nachmittags bei Mr. Wilson eintrafen, ganz durchnäßt von Regen und Schweiß. Mr. Wilson verwunderte sich nicht wenig, daß wir auf solchen Pfaden

mit heiler Haut bei ihm eintrafen und versprach gleich, beim Weggehen einen besseren Weg zeigen zu lassen.

Bei Mr. Wilson fand ich die denkbar freundlichste Aufnahme. Die Frau und die 5 Kinder sind katholisch, doch könnte man meinen, in einer ganz streng katholischen Familie zu sein. Ein Oblatenpriester in Umata, 48 Meilen von hier entfernt, besucht ein Vierteljahr die Katholiken in dem nahen Städtchen Dumbu, und kommt von da auch zur Familie Wilson, wo er dann immer eine Woche bleibt, täglich die Messe liest, die hl. Sakramente spendet und die Kinder unterrichtet. Frau Wilson hat sich alle zum Messen notwendigen Sachen angeschafft, damit, wie sie sagte, wenn sich ein katholischer Priester hie und in diese Gegend verirre, er die hl. Messe in ihrem Hause lesen könne. Im Katechismus unterrichtet sie die Kinder selbst, für den anderen Unterricht ist ein eigener Hauslehrer da.

Am andern Morgen gab mir Mr. Wilson 2 Pferde, eines für mich und eines für meinen Begleiter, damit ich zu Mhlonhlo reiten konnte, der 2 Meilen von da entfernt wohnt. Als ich beim Kraal des Schiebs eintraf, fand ich eine Anzahl Männer versammelt. Sie lagen vor dem Viehtrah auf dem Boden, erhoben aber sofort, als ich bei ihnen vorritt, und erhoben die rechte Hand zum Zeichen des Grußes. Der Chief selbst war unwohl und lag in einer großen runden Hütte. Nach einigen Minuten trat er heraus und begrüßte mich sehr freundlich. Mhlonhlo ist ein hoher Mann mit kleinem grauen Bart, und hat trotz seiner 71 Jahre immer noch eine stramme gerade Haltung. Zum Zeichen, daß er Katholik ist, trug er einen Rosenkranz um den Hals. Ich begab mich mit ihm sodann in das Innere der Hütte, und alsbald begann unsere Unterredung, die $4\frac{1}{2}$ Stunden dauerte. Dabei suchte ich auch ziemlich viel Geschichtliches aus dem alten Mann herauszulocken. Den Hauptinhalt hievon habe ich in Nachstehendem wiedergegeben.

(Schluß folgt.)

Ein Brand in Hardenberg.

Von Schw. Junipera.

Am 30. Januar v. J. ging um 2 Uhr nachmittags ein furchtbares Gewitter über Hardenberg und die ganze Umgegend nieder. Ich war eben mit meinen Kindern in der Schule. Da zuckte auf einmal ein greller Blitzstrahl, auf den krachend ein furchtbarer Donnerschlag folgte. Meine Kinder erschrafen dergestalt, daß sie sich alle unter die Bänke verkrochen.

Als wir uns vom ersten Schrecken erholt hatten, sagten wir gegenseitig: „Der Blitz hat eingeschlagen. Aber wo? In der Schule? Nein. Sonst irgendwo auf der Station? Wir schauten rings umher, konnten aber nichts entdecken.“

Erst eine Viertelstunde später kam ein Knabe dahergerannt mit dem Ruf: „Die alte Schule brennt!“ Wie war das gekommen? Der Blitz hatte in einem hart daneben stehenden Baum eingeschlagen, hatte von oben bis unten geschält, die Rinde zerplättet und vermutlich war ein Funke durch das zertrümmerte Fenster in die Schule gefahren und hatte sie gezündet.

Im Nu war die ganze Station auf den Beinen, den Brand zu löschen. P. Rektor ließ sofort die

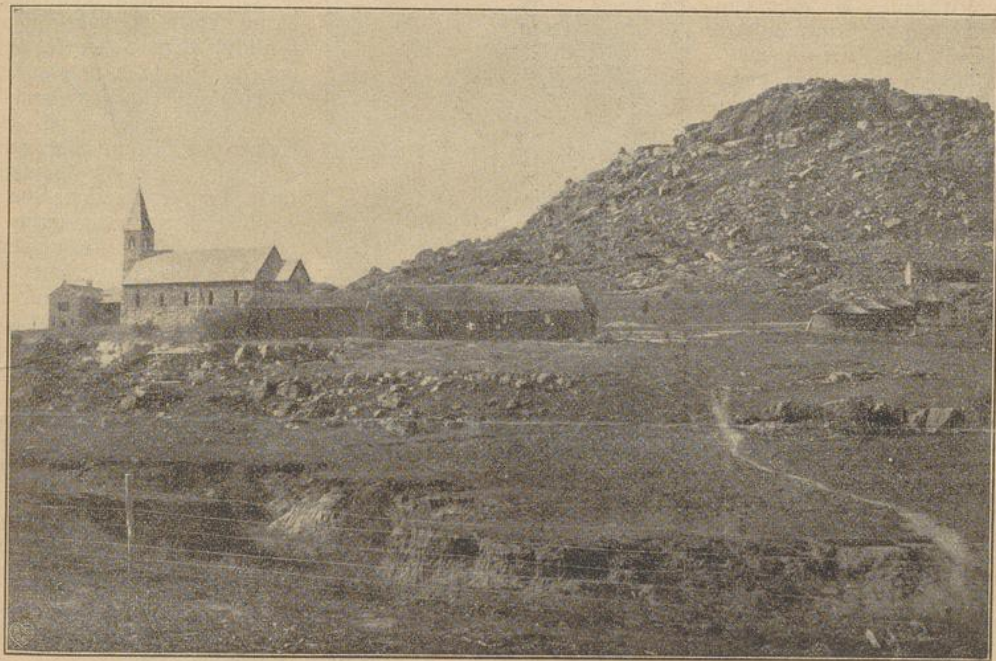
die Bau-Brüder, die gerade auf der Station waren und die alle tüchtig angriffen, Leitern herbeischaffen, die Kinder mußten Wasser tragen, während P. Chrysostomus, der kurz zuvor als Hilfspriester hier eingetroffen war, sich mutig auf das Dach stellte und einen Kübel voll Wasser nach den andern über das Feuer goß. Im Innern der brennenden Hütte aber arbeitete aus Leibeskräften P. Rektor. Denn hier lagen neben einem Haufen den drei Fuhren Bauholz, die er um jeden Preis retten wollte.

Wirklich gelang es auch den vereinten Kräften aller, dem Brande Einhalt zu tun, noch bevor er einen erheblichen Schaden angerichtet hatte. So waren wir gottlob noch mit dem bloßen Schrecken davon gekommen. —

Stationen verteilten sich auf die benachbarten größern — die geistlichen Übungen statt. Exerzitienmeister war diesmal der hochw. Jesuitenpater Andreas Hartmann, dem es auch wirklich in ganz unvergleichlicher Weise gelang, uns alle zu innigster Liebe für Gott und unsern heiligen Beruf zu begeistern.

Es dürfte jedoch unsere geehrten Leser zumeist interessieren, ob denn wohl auch unsere schwarzen Kinder einigen Sinn für diese Exerzitien befundeten. Schwester Engelberta schrieb uns darüber von Ezenstochau aus folgendes:

Am 29. September, dem Feste des hl. Erzengels Michael, begannen die geistlichen Übungen bei uns. Ich hatte dieselben mit mehreren andern Schwestern schon einen Monat zuvor in Reichenau mitgemacht,



Eigentum Photogr. Atelier Mariannhill.

Hardenberg.

Das mit einem X bezeichnete Gebäude ist die „alte Schule“, in welche der Blitz einschlug.

Schlimmer dagegen hauste das schreckliche Unwetter in einer unserer Filialen, die $1\frac{1}{2}$ Meilen von Hardenberg entfernt ist. Hier schlug der Blitz in eine nur 50 Schritte vom Katechetenhaus entfernte Wohnung ein, tötete die Frau und setzte das ganze Haus in Flammen, so daß es vollständig niederbrannte.

Desgleichen wurde in nächster Nähe von Hardenberg eine Frau vom Blitz erschlagen, wie überhaupt die Gewitter hier in Südafrika einen überaus gefährlichen Charakter haben und daher mit Grund sehr gefürchtet sind.

Was uns dabei tröstet, ist der Gedanke: Wir stehen in Gottes Schutz; und ohne den Willen des himmlischen Vaters fällt kein Haar von unserm Haupte.

Exerzitien und das Verhalten unserer Kinder während derselben.

Von Mitte August bis Ende Oktober 1906 fanden sowohl im Mutterhaus Mariannhill, wie auf unsern größern Missionsstationen — die Insassen der kleinern

damit oblag mir nun aber auch die Aufgabe, die übrigen hiesigen Lehrschwestern während der Exerzitientage zu vertreten. Ich gestehe offen, daß mir ein wenig davor bangte. Denn es befinden sich, alles zusammen gerechnet, gegen 250 Kinder auf unserer Station, und die überwiegende Mehrzahl derselben sollte ich nun während einer so heiligen Zeit sozusagen in lautloser Stille zusammenhalten. Denn die guten Brüder und Schwestern durften doch während ihrer frommen Übungen nicht durch das Geschrei der Schulkinder gestört werden. Die peinlichste Ruhe mußte aber vollends während der religiösen Vorträge herrschen. Diese fanden in der Kirche statt, um welche sich drei unserer Schulen in nächster Nähe gruppieren. Also, wie gesagt, mir war etwas bange, wie es wohl gehen würde.

Zum Glück erwies sich diese meine Befürchtung als durchaus unbegründet. Schon am Vorabend, als von den Nachbarstationen mehrere fremde Schwestern eintrafen, bemächtigte sich unserer Kinder eine geradezu feierliche Stimmung. Auch Rev. P. Wunibald, Rektor von Einsiedeln, der früher geraume Zeit in Ezenstochau verweilt hatte und daher der Mehrzahl unserer Kinder

gar wohl bekannt war, traf unerwartet hier ein. Voll Jubel wollten ihm anfangs unsere schwarzen Kopfe entgegenlaufen, doch rasch erinnerte sie eines der großen Marienhausmädchen, daß auch er zum großen „Ukutula“ (Stillschweigen) gekommen sei und daß sich daher eine so lärmende Begrüßung nicht gezieme. Das wirkte; nur ganz schüchtern wagten es noch die Kinder, ihm zu nahen und leise um den heiligen Segen zu bitten. „Nun“, dachte ich mir, „wenn diese Gesinnung nur halbwegs anhält, dann habe ich wenig Arbeit, um unter meinen Zöglingen Ruhe und Ordnung aufrechtzuhalten“.

Am 29. September kam der hochw. P. Exerzitienmeister hier an. Sein erster Gang galt unserm bescheidenen Kirchlein. Da ging nun ein Flüstern durch die Reihen unserer Kinder. „Seht, seht“, rief ein zwölfjähriges Mädchen aus, „wie dieser umpriste odumisekayo (hochw. Priester) ganz dem hl. Petrus gleich sieht!“ — „Yebo, yebo ngempela, ja wirklich, wirklich“, stimmten alle übrigen mit ein. Einige liefen schnell in die Schule hinein, kramten hier unter ihren Bildchen herum und suchten verschiedene Darstellungen des hl. Petrus heraus. Man verglich sie unter einander und einstimmig lautete nun das Urteil: „Wahrhaftig, der umpriste odumisekayo hat genau denselben grauweißen Bart, die gleichen Haare und namentlich dieselbe schöne Stirnlocke. O muß so ein Mann predigen können, der dem ersten aller Päpste so ähnlich sieht!“

Solche und ähnliche Bemerkungen mußte ich noch viele hören. Kurz, die Ehrfurcht vor dem hochw. P. Exerzitienleiter war grenzenlos. Die Kinder hielten sich während der Exerzientage mäuschenstill und redeten nur noch im Flüsterton. So oft die ehrw. Trappistenbrüder und die lange Reihe der roten Schwestern, jedes still und bescheiden vor sich hinblickend, zu den Vorträgen in die Kirche gingen, schauten ihnen die Kinder ehrerbietig und mit tiefer Rührung nach. Einige der kleineren Mädchen wagten es wohl, sich nachher an die verschlossene Kirchentüre zu schleichen, um ein wenig zu hören. „O“, sagten sie dann, „wenn wir nur auch verstehen könnten, was er predigt! Es muß wunderschön sein! So laut und kräftig redet dieser zweite hl. Petrus!“

Als bei einigen größeren Mädchen der Wunsch aufstieg, ebenfalls Exerziten zu bekommen, tröstete sie die kluge Elisabeth mit der Versicherung: „Bleibt nur ruhig! Unser Baba (der ehrw. Vater Gerard) wohnt jetzt allen Vorträgen bei und nimmt alles tief in sein Herz auf. Später aber, wenn die Exerziten vorbei sind, wird er uns predigen und aus der Fülle seines Herzens reichlich mitteilen. Denn ein Vaterherz kann nichts für sich behalten, sondern muß von allem seinen Kindern mitteilen!“

Eine große Freude war es auch jedesmal für die Kinder, wenn sich der hochw. Exerzitenleiter jeden Morgen nach seiner hl. Messe mitten unter sie kniete und mit schön gefalteten Händen seine Dankagung machte. Bei der letzten hl. Messe, welche vor aus-

gefehtem Hochwürdigsten Gut gelesen wurde, waren immer auch die Schulkinder und viele Erwachsene dem Christendorf zugegen, beteten zusammen gar dächtigt den hl. Rosenkranz und sangen während hl. Segens ihre schönsten Lieder.

Ja, es waren schöne Tage, die wir zusammen lebten, und nach Schluß der Exerziten hörte man eine Stimme des Lobes und der Anerkennung für diese einzig-schönen Vorträge. Alles fühlte sich geistlich erneuert, gestärkt und gehoben und ging nun wieder mit neuem Eifer den verschiedenen Berufspflichten nach.

Manche unserer geehrten Leser dürfte auch die Bemerkung interessieren, daß sich anlässlich der Exerziten manche zusammenfanden auf einer Nachbarstation ein leiblichen Bruder oder eine Schwester hatten. So fand unsere Schwester Ottonia in Reichenau ihren Bruder P. Sixtus, wieder und zwar Rektor und Missionär der genannten Station, Schwester Paulina ihren Bruder Damian, den sie zwölf Jahren nicht mehr gesehen hatte, und den sie absolut nicht mehr wiedererkannte, war doch Bruder erst 14 Jahre alt gewesen, als sie in die Mission nach Afrika abreiste. Ein ähnliches freiliches Zusammentreffen fand auch auf anderen Stationen z. B. St. Michael statt, und unsere verehrten Obern hatten in zuvorkommendster Weise die nötige Reife- und Fahrgelegenheit geboten. Ein neuer Beweis dafür, daß im Kloster-



Kardinal Richard, Erzbischof von Paris.

garten Bande des Blutes keineswegs zerrissen, sondern vielmehr geadelt werden.

Bäbel und Liesel oder der Missionär als Schiedsrichter.

Von Rev. P. Ambrosius.

Detting. — Bäbel und Liesel, zwei bisher untrennliche Freundinnen, kommen eines Tages zu ihrem Missionär mit einer großen Streitsache. Gelegentlich eines Biergelages hatten sie sich gegenseitig arg beschimpft und nun suchte jede bei ihrem geistlichen Vater Rat zu bekommen.

Bäbel erklärte: „Baba, Liesel hat mich zuerst als alte Hexe genannt.“

Liesel entgegnete: „Ja, nachdem Bäbel mich einen Faulpelz geschimpft hat.“

Und neuerdings kamen beide so in die Hitze zu schreien und gestikulierten derart mit Händen und Füßen, daß ihnen der Missionär kurzweg die Tür wies. Mit zwei solch streitsüchtigen Weibern, sagte er, wolle er nichts zu tun haben.

Bäbel und Liesel standen nun ganz perplex vor der Türe. Einen solchen Ausgang hatten sie nicht erwartet. Sie wären ja beide zur Versöhnung gekommen, deshalb waren sie ja zum Missionär gekommen, nur hatte jede gehofft, der Baba würde ihr ein wenig mehr recht geben als der Gegnerin. Und nun hatte man ihnen kurzer Hand, bevor sie noch zu Wort gekommen, die Türe gewiesen. Da muß-

etwas geschehen! Rasch schlossen nun Bärbel und Liesel einen ewigen Freundschaftsbund und machten sich gemeinsam daran, die verlorene Gunst des Baba wieder zu erobern.

Doch die Sache hatte manchen Haken. Gleich am ersten Tag durften sie es gar nicht wagen, neuerdings vor dem erzürnten Vater zu erscheinen; sie versuchten es daher später und zwar wiederholt, doch er wich ihnen mit finsterner Miene aus. — In ihrer Verlegenheit wandten sie sich an ihre Tanten und zuletzt an alle Verwandten und Bekannten; die mußten Fürbitte beim P. Missionär für sie einlegen. Doch dieser wies alle die lästigen Dränger mit der Erklärung ab: „Was kümmern euch die Streitigkeiten anderer? Schaut, daß ihr selbst miteinander in Frieden lebt!“

So waren mehrere Wochen verstrichen. Der P. Missionär, der seine Leutchen recht gut kannte und der einmal ein warnendes Beispiel statuieren wollte,

fangen haben und erklärte sich selbst als die Hauptschuldige.

Nun mehr konnte der gestrenge Richter doch nicht verlangen. Er erklärte sich als versöhnt, bot ihnen die Hand und gab ihnen zum Schlusse den Rat, am nächsten Sonntag wieder zu den hl. Sakramenten zu gehen.

So war nun wieder Friede in Israel; und, was die Hauptsache ist, nicht nur Bärbel und Liesel, sondern auch ihre ganze große Verwandtschaft haben für alle Zukunft eine Lehre daraus gezogen.

Ein großes Hagelwetter.

Von Br. Gerekin, O. C. R.

Mariahilf. — Bekanntlich haben wir hier in Südafrika unsern Hochsommer in den Monaten Dezember, Januar und Februar. Im letzten Jahr



Eigentum Photogr. Atelier Mariannahilf.

Mädchenschule.

bemerkte zu seiner Freude, daß die beiden sonst recht guten, aber etwas zungewaltigen Frauen inzwischen recht zahm und bescheiden geworden waren. Wie er eines Tages von einer katechetischen Exkursion dem Kloster zurück, sah er Bärbel und Liesel an einem Kreuzweg knien. Sie hatten hier lange auf ihn gewartet und baten nun den guten Baba kniefällig und unter Tränen um Verzeihung wegen des Vergernisses, das sie gegeben.

„Gabt ihr euch nun ausgesöhnt?“ fragte der Missionär.

„O schon längst! Wir sind wieder die besten Freundinnen!“

„Schon gut; aber welche von euch beiden hat denn damals den leidigen Streit angefangen?“

„O wir waren beide schuldig, beide!“

„Nun eine muß doch zuerst angefangen haben.“

„Ich, ich, mein Vater!“ riefen Bärbel und Liesel wie aus einem Munde. Jede wollte nun zuerst ange-

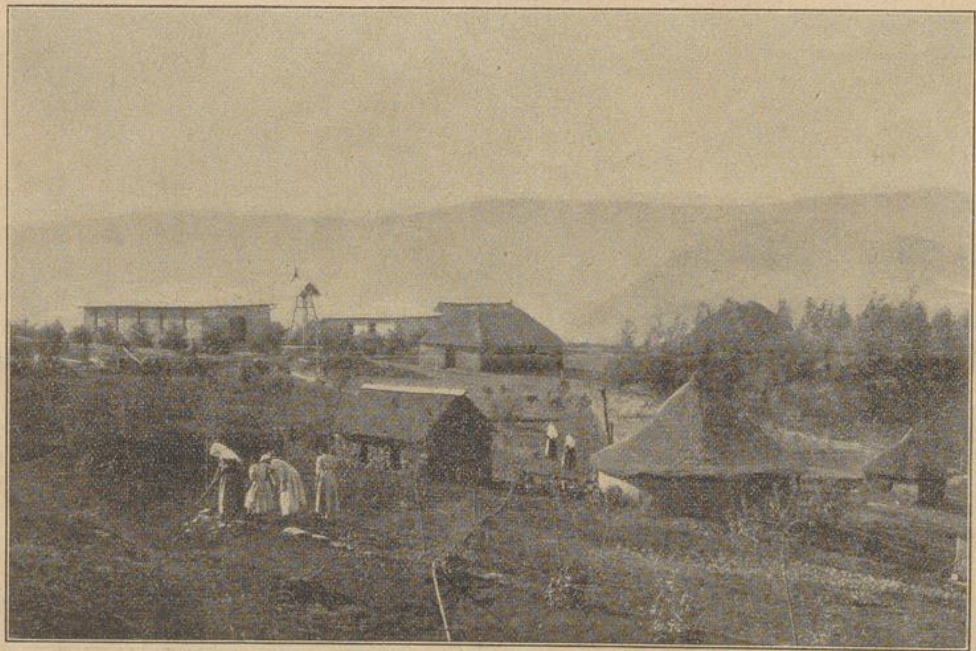
famen die ersten Regen ziemlich früh, so daß Ende November in Mariahilf und der ganzen weiten Umgebung schon alles in voller Blüte stand. Denn wenn hier der Boden die nötige Feuchtigkeit hat und dann der afrikanische Sommer einsetzt, beginnt in allen Gärten und auf allen Feldern ein Keimen, Wachsen und Sprossen, daß man seine helle Freude daran hat. Es ist, als sähe man gleichsam das Gras und die üppige Feldfrucht emporenwachsen.

Doch leider fallen gerade in diese Zeit auch die furchtbarsten Hagelwetter, die in wenigen Minuten wieder alles vernichten, was man mit Mühe gepflanzt und gesät hat. Solch ein Tag war für Mariahilf auch das schöne Fest Mariä Empfängnis. Schon am Vorabend herrschte eine drückende schwüle Hitze und noch mehr am Vormittag des hohen Festtages selbst. Um die Mittagszeit umzog sich der Himmel mit dunkeln Gewölk; schon hörte man von ferne dumpfen

Donner rollen, und manches Auge schaute mit Besorgnis zum zürnenden Himmel auf.

Ich selbst war eben mit der letzten Ausschmückung unserer Lourdes-Grotte beschäftigt, als sich plötzlich ein furchtbarer Sturm erhob, ganze Wolken von Staub und Sand vor sich herjagend. Kurz darauf erfolgten ein paar heftige Donnerschläge, und nun ging ein wolkenbruchartiger Regen vermisch mit dichten, großen Hagelschlossen nieder, der uns zwang, schleunigst in den einzelnen Stationsgebäuden Schutz zu suchen. P. Rektor eilte in die Kapelle. Bald schlug der Hagel mehrere Fensterscheiben entzwei, so daß nun das Wasser in Strömen sowohl durch die Fenster, wie durch die mangelhaft schließenden Türen eindrang. Ähnlich sah es im Schwesternhause aus; das allerschlimmste Los aber traf mich und die Kinder, die wir uns ins Brüderhaus geflüchtet hatten. Der heulende Sturm riß ein Fenster nach dem andern

Nun eilte ich mit den Kindern ins Freie, zu sehen, welchen Schaden das Hagelwetter angerichtet habe. Alles war weiß von kleinen und großen Eisstücken und Schlossen! Ich wandte mich nach den neuen Stallungen, die wir kurz zuvor fertig gestellt hatten. Nun sie standen gottlob noch, doch war auch hier das Wasser fußhoch eingedrungen. Geradezu jämmerlich sah es aber auf unsern Feldern und Gärten, im kleinen Weinberg und Obstgarten aus! Das halbreife Obst lag mit einer Unmasse von Blättern und zarten Zweigen am Boden; die verschiedenen, von unseren Schwestern gepflanzten Gartengewächse waren im Grund und Boden hineingeschlagen, oder bis zur Wurzel zerlegt oder samt dem Erdreich fortgeschwemmt; unten auf den Maisfeldern aber war der schmutzige graue Hagel selbst am nächsten Tage noch in großen Massen zu sehen. Der Mais selbst war vernichtet, doch da er noch nicht im Schafte gestanden, so war



Eigentum Photogr. Atelier Mariannhill.

Mariannhill.

auf, der Boden von der Türe bis zur Wand war voll Wasser, und dabei schlug der Hagel mit solchem Getöse auf dem Blechdache auf, daß wir uns selbst beim lautesten Zuruf nicht mehr verständlich machen konnten.

Plötzlich fing das ganze Haus an zu wanken und zu krachen, und im nächsten Augenblick legte der entsetzliche Orkan die ganze Veranda platt vor der Fensterreihe nieder. Gleich darauf warf er auch den Glockenstuhl um, so daß meine Kinder laut zu schreien und zu weinen begannen. Wir beteten aus Leibeskraft um Abwendung ferneren Unheils; denn es hatte wirklich den Anschein, als sollte alles zugrunde gehen.

Noch einige Minuten dauerte das furchtbare Unwetter fort. Dann wich plötzlich die unheimliche Finsternis, der Himmel hellte sich auf, der Regen ließ nach und bald lachte die Sonne so freundlich vom Himmel wieder, als wäre gar nichts geschehen.

begründete Aussicht, daß er wenigstens teilweise wieder grünen und sprossen werde; an vielen Stellen war er allerdings samt dem fruchtbaren Humus talabwärts in den Unsinnfulu geschwemmt worden.

Es ist ein schwerer Schlag, der uns da getroffen. Doch das soll uns nicht irre machen, nach wie vor auf die göttliche Vorsehung zu vertrauen. Schon manches Unheil ist über uns und unsere Mission innerhalb der letzten zwei Jahrzehnte dahingegangen, doch jedesmal hat uns Gott, und haben uns gute Freunde wieder geholfen.

Zeckenpest.

Von Dr. Tiburtius.

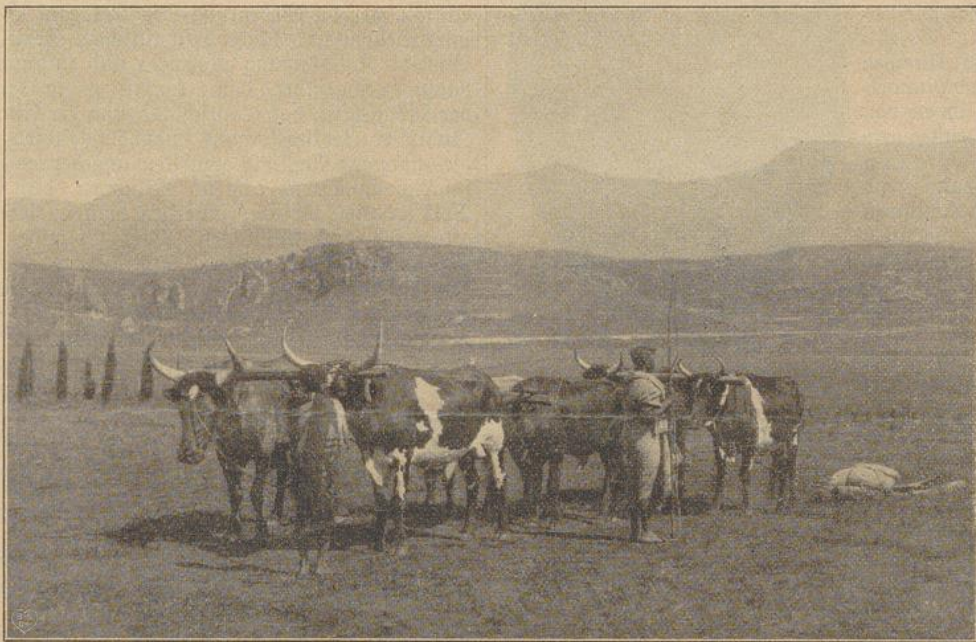
Mariannhill. — Zehn Jahre sind es nun her, daß die schreckliche Kinderpest in Natal hauste. Der Schaden, den dieselbe anrichtete, war enorm. Im Mutterhaus Mariannhill blieb uns vom ganzen da-

mal recht ansehnlichen Viehstand eine einzige Milchkuh, und auf einzelnen unserer Stationen wie z. B. in Maria-Natschi sah es nicht viel besser aus.

Natürlich taten wir in der Folge unser Möglichstes, um wenigstens wieder die nötigen Zugochsen und einige Kühe zu bekommen. An Schwierigkeiten fehlte es dabei nicht; denn einerseits hatten sich die Viehpreise um vierfache gesteigert, und andererseits konnte sich das importierte Vieh nur schwer akklimatisieren. Doch zuletzt brachten wir mit Gottes Segen wieder eine kleine Herde zusammen. Man vergesse nicht, daß man hierzulande zu einem einzigen Gespann 16 - 18 Ochsen benötigt, und daß die afrikanischen Kühe, was den Milchertrag anbelangt, weit hinter den europäischen zurückstehen.

anderem, noch gesundem Vieh festsetzen; allein nun kam der leidige Kaffernaufstand, und damit hörten die üblichen Schutzmaßregeln auf. Die Regierung verwendete während des Krieges eine Menge von Zugochsen, nahm den besiegten Eingebornen das Vieh ab und bot es später in öffentlichen Versteigerungen zum Kaufe aus. Damit kam mit einem Schlag die gefürchtete Seuche, an die man während des Kaffernaufstandes kaum mehr gedacht hatte, rasch über ganz Natal.

Mit Schrecken hörten wir anfangs Dezember, daß auch unsere eigene Mariannhiller Farm schon angesteckt sei. Ein benachbarter Farmer, welcher auf zwei Lastwagen zu den Umlaas-Wasserwerken Zement lieferte, hatte die Seuche eingeschleppt. Ich eilte sofort an



Eigentum Photogr. Atelier Mariannhill.

Sechs Ochsen mit Schlitten.

Da die Kaffern vor Ankunft der Trappisten keinerlei Handwerk kannten oder betrieben, so waren sie auch nicht im Stande, Wagen herzustellen, und bedienten sich deshalb, wie das Bild zeigt, zum Transporte ihrer Waren, höchst primitiver Schlitten, aus der Gabelung zweier kräftiger Äste bestehend. Diese Schlitten nützten sich allerdings rasch ab, waren aber dagegen billig und für das Bedürfnis hinreichend.

Doch jetzt, da wir gerade hofften, uns wieder einigermaßen behelfen zu können, droht uns eine, wo möglich noch größere Gefahr. Die Engländer nennen die neue Seuche Becken- oder Ostküsten-Fieber; und sie ist so schlimm, daß von 100 Tieren, welche davon befallen werden, kaum 5 gerettet werden können.

Diese überböse Seuche wurde vor einigen Jahren von Australien nach Rhodesia eingeschleppt und verbreitete sich von dort aus rasch über halb Südafrika. Zuerst kam sie nach Transvaal, von da ins alte Zululand und später auch nach Natal. Die hiesige Regierung hat zwar alles auf, das Uebel fern zu halten. Namentlich wurden die Landesgrenzen gegen Transvaal und Zululand hin durch Drahtzäune abgeschlossen, und so das fremde Vieh ferngehalten. An sich hätte auch dieser Schutz genügt, da sich die Krankheit erfahrungsgemäß nur durch die Becken fortpflanzt, die von einem infizierten Tier abfallen und sich an

Ort und Stelle und fand bereits zwei Ochsen tot. Wenige Tage darauf waren von dem Doppelgespann (32 Stück) schon 17 der Krankheit erlegen, bald auch die übrigen. Nur ein einziges Stück hat die Seuche überstanden. Alle Mühe, irgend ein verlässiges Mittel gegen die furchtbare Krankheit zu finden, schlug bisher fehl. Das Einzige, was man tun kann, ist, das gesunde Vieh von dem infizierten fernzuhalten. Doch das hält hier, wo das Vieh den ganzen Tag im Freien weidet und Stallfütterung fast unmöglich ist, sehr schwer.

Mit Bangen sehen wir daher der Zukunft entgegen. Außer der großen Doppelgemeinde in Mariannhill von mehr als 200 Personen — und darunter sind auch immer Kranke und Schwache — haben wir auch noch ein paar hundert Schulkinder zu ernähren. Wie schlimm, wenn man für all diese miteinander keinen Tropfen Milch mehr abbringen kann! In nicht geringere Verlegenheit kämen wir auch beim gänzlichen Mangel an Zug-

ochsen, zumal jetzt, da es gilt, für den Bau der Kaffernkirche, die schon längst ein schreiendes Bedürfnis geworden, Bausteine und Ziegel auf den Bauplatz zu befördern. Uebrigens gibt es im Betrieb unserer ausgedehnten Wirtschaft so viele andere Transporte, die nur durch Ochsenfuhrwerk bewerkstelligt werden können, so z. B. das viele Brennholz, das hier so mühsam aus tiefen, abgelegenen Schluchten herbeigeschafft werden muß. Von andern Uebelständen gar nicht zu reden.

In gleich schlimmer Lage wie Mariannhill befinden sich auch bereits einige unserer Stationen, z. B. M. Natschig, St. Michael, Detting und Himmelberg, da ihnen von der Regierung verwehrt ist, mit einem Ochsengepann zur nächsten Bahnstation zu fahren. Dadurch sind sie nun aber auch von Mariannhill abgeschnitten, wovon sie bisher Verschiedenes bezogen hatten. Das ist eine schlimme Sache. Denn die einzigen Zugtiere, die man bei den hiesigen Wegen und den ungeheuren Lastwagen noch verwenden könnte, wären Maulesel. Woher aber solche nehmen und womit sie bezahlen? Der Preis für ein einziges Stück schwankt gegenwärtig zwischen 400 und 500 Mark und wird sicherlich infolge der gegenwärtigen Viehseuche noch viel höher steigen.

Möge uns die göttliche Vorsehung vor dem Schlimmsten bewahren! Inzwischen vertrauen wir auf Gott und das Gebet und die Hilfe unserer Wohltäter. Denn wo die Not am höchsten, ist Gottes Hilfe am nächsten.

Die Zecken (Ixodidae Leach) bilden eine Familie aus der Klasse der Spinnentiere und der Ordnung der Milben. Die flachgedrückten, wanzenförmigen Tierchen sind mit einer harten Hornhaut bedeckt, haben 8 Beine und einen sehr vollkommenen Saug- und Stechapparat. Je nach der Art erreichen diese lästigen Tiere eine Länge von 1 bis 10 Millimeter und können sich infolge ihres dehnbaren Körpers so voll Blut saugen, daß eine kleine Zecke von 3—4 Millimeter zur Größe einer Bohne anschwillt. Abgesehen von dem ziemlichlichen Schmerz, den diese, oft in großer Zahl, dem Weidevieh anhängenden Zecken verursachen und dem nicht unbedeutenden Blutverlust, den das Vieh dadurch erleidet, verderben diese Quälgeister auch die Haut der Tiere derart, daß dieselbe in der Gegend oft wertlos ist und aussieht, als wäre sie von Nadeln tausendfach durchstochen worden. Auch den Menschen hängen sich diese Blutsauger an und verursachen durch ihre schmerzhaften Stiche Entzündungen und Eiterungen.



P. Nikolaus Nilles S. J. †
Professor des Kirchenrechts,
geb. zu Rippweiler, Luxemburg, 1829,
gest. 31. Jan. d. J. in Jünnsbrud, hoch-
geschätzter Universitätslehrer.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir noch einen Vogels erwähnen, dem der liebe Gott offenbar die Aufgabe gesetzt hat, die Zecken zu vertilgen. Fast beständig sieht man diesen amselgroßen, rot-schabbligen Vogel auf dem Weidevieh herumspazieren und Zecken aus der Haut reißen. Das Vieh läßt ihn aus guten Gründen gerne gewähren, selbst wenn er ihm die Ohren inspiziert. Schade, daß er, weil in geringer Anzahl vorhanden, den ungezählten Millionen von Zecken nicht Meister wird.

Ueber die Kalidüngung

äußert sich im Novemberheft (Heft 3) von Velhagen & Klasing's Monatsheften der bekannte Weltreisende Ernst v. Hesse-Wartegg in einem fesselnd geschriebenen Aufsatz, der die Bedeutung des Kali auf chemischem, industriellem und landwirtschaftlichem Gebiet darlegt. Wird die Kalidüngung allgemein und in hinreichender Maße durchgeführt, dann kommt es in den Bereich der Möglichkeit, daß Deutschland von der Einfuhr ausländischer Brodstoffe ganz unabhängig wird und daß die dafür aus Ausland gezahlten ungeheuren Summen jährlich annähernd tausend Millionen, dem deutschen Volk erhalten bleiben. Werden doch in jedem Jahr allein für 600 Millionen Mark Getreide, für 120 Millionen Mark Obst, für 175 Millionen Mark Samen dem Auslande abgekauft! Durch die Kalidüngung im Verein mit Phosphorsäure und Stickstoff wird die Produktion von Feldfrüchten in ganz erstaunlicher Weise gehoben. Die landwirtschaftliche Abteilung des in Stuttgart bestehenden Verkaufs-syndikats der deutschen Kaliwerke hat darüber sehr interessante Versuche an-



Dr. Tonio Bödiker †
erster Präsident des Reichsversicherungs-
Amtes,
geboren 5. Juni 1843 zu Hasellünne in
Hannover, gest. 4. Febr. d. J. zu Berlin,
erwarb sich große Verdienste um das
Arbeiterversicherungs-wesen. Er war auch
mehrere Jahre Generaldirektor des großen
Elektrizitätswerkes Siemens & Halske,
Berlin.

gestellt und diese in zahlreichen Broschüren veröffentlicht, die in allen möglichen Sprachen, sogar in drei hindostanischen und in japanischer Sprache versendet werden. Ein Hektar Kartoffel ergab beispielsweise mit Kalidüngung um 6250 Knollen im Werte von 187,50 Mark mehr Ertrag als ohne Düngung. Ein Hektar Weizen ergab mit Kalidüngung 3190 Kilo Körner und 7560 Kilo Stroh, ohne Kalidüngung 2920 Kilo Körner und 6820 Kilo Stroh. Nach den Ermittlungen des Kaiserlichen statistischen Amtes werden durch die Brot- und Nährfrüchte dem deutschen Boden jährlich vier Millionen Doppelzentner Phosphorsäure und 10 1/4 Millionen Doppelzentner Kali entzogen. Diese Mengen müssen dem Boden zurückgegeben werden, es geschieht aber bis jetzt nur in sehr geringem Maße, was das Kali betrifft, nämlich nur eine Million Doppelzentner, also ein Zehntel der Ent-

gestellt und diese in zahlreichen Broschüren veröffentlicht, die in allen möglichen Sprachen, sogar in drei hindostanischen und in japanischer Sprache versendet werden. Ein Hektar Kartoffel ergab beispielsweise mit Kalidüngung um 6250 Knollen im Werte von 187,50 Mark mehr Ertrag als ohne Düngung. Ein Hektar Weizen ergab mit Kalidüngung 3190 Kilo Körner und 7560 Kilo Stroh, ohne Kalidüngung 2920 Kilo Körner und 6820 Kilo Stroh. Nach den Ermittlungen des Kaiserlichen statistischen Amtes werden durch

nahme. Wie aus den obigen Beispielen hervorgeht, kann man es leicht dazu bringen, den Ertrag an Getreide um ein Drittel zu vergrößern, und dann braucht Deutschland kein Getreide mehr vom Ausland einzuführen. Die Jahreseinfuhr an Weizen beträgt ungefähr 11 Millionen Doppelzentner, während die deutsche Weizenernte selbst 28 Millionen Doppelzentner erreicht, das ist 14 Doppelzentner im Durchschnitt für jeden der zwei Millionen Hektar Weizenboden. Es wäre also nur erforderlich, den Ertrag für jeden Hektar um fünf Doppelzentner zu heben, dann bedarf man keinen ausländischen Weizen mehr. Daß dies aber streckenweise wirklich im Bereich der Möglichkeit liegt, zeigt das Beispiel von Sachsen, Braunschweig, Anhalt und Schleswig-Holstein, wo der durchschnittliche Ertrag in der Tat heute schon die erforderlichen 19 Millionen Doppelzentner, in manchen Gebieten sogar mehr beträgt. In Anbetracht dieser Tatsachen kann von den Regierungen wie von der Presse nicht genug für eine ausreichende Düngung des Ackerbodens gewirkt werden und das Reich kann sich dazu beglückwünschen, daß es in seinen Kalilagern die erforderlichen Mittel dazu besitzt, und daß ihm die gütige Mutter Natur aus ihrem Füllhorn so reiche Gaben in den Schoß geschüttet hat.

Germana.

(Fortsetzung.)

Da sich bei Germana die im Vorausgehenden geschilderten Zustände auch später wiederholten, — am schlimmsten war es immer um die Winternachtszeit — wandte man sich an den hochwürdigsten Herrn Bischof oder vielmehr, da der hochw. Herr eben auf einer Europareise begriffen war, an dessen Generalvikar und erbat sich die kirchliche Vollmacht zur Vornahme des feierlichen Exorzismus. Dieselbe traf am 10. Sept. 1906 in St. Michael ein und beauftragte Rev. P. Mansuet, den damaligen Rektor der Station, und Rev. P. Erasmus, den Beichtvater Germanas, mit den entsprechenden Befugnissen.

Die Zeit für den Exorzismus wurde auf Mittwoch, den 12. Sept. morgens 7 Uhr festgesetzt. Auch die beiden Missionäre Rev. P. Apollinaris, Rektor von Lourdes, und Rev. P. Solanus, Rektor von Maria-tal, hatten sich dazu eingefunden.

Germana trat ziemlich ruhig ins Presbyterium der Kirche ein und nierte vor dem Altar auf einem Betstuhl nieder. Sechs erwachsene Mädchen, zwei Burschen und ein verheirateter Mann standen nebst zwei Schwestern in unmittelbarer Nähe hinter ihr, um im Falle der Not Hilfe zu leisten. Vor Beginn der heiligen Handlungen ermahnte P. Erasmus das besessene Mädchen zu Gebet und Gottvertrauen. Sie stimmte zitternd zu.

Man begann die Allerheiligen-Litanei. Als bald fing Germana an mit den Händen zu zucken, schaute nach rechts und links, verdrehte die Augen und stand auf. Die Kopfbedeckung — ein neues, starkes Kaschmir-tuch — fiel herunter; sie fing es mit der Hand auf und riß es ohne das mindeste Geräusch wie ein Stück faules Papier in zwei Teile. Den einen Teil warf sie nach hinten in den Chor, den andern nach vorn.

Nach Beendigung der Litanei begann genau nach dem Rituale Rom. der feierliche Exorzismus mit den üblichen Fragen nach Namen, Zeit und Zeichen der Ausfahrt usw.

Wegen des Lärmes, der nun entstand — Germana knurrte, brummte und heulte — überhörten die Priester den Namen. Einige der Anwesenden wollten einen Namen, wie Malef oder Balef, gehört haben. Bei einer späteren Beschwörung sagte der böse Geist unter kläglichem Heulen und Klagen: „Wir (Geister) haben nicht alle einen Namen, nur die Großen haben einen Namen, wir Kleinen nicht.“ Doch daran ist wenig gelegen.

Bezüglich der Ausfahrt sagte er: „Nur noch eine ganz kleine Weile, dann muß ich ausfahren. Ich werde meinen Weg durch ein Fenster der Orgelbühne nehmen; aber Germana muß mit mir zum Fenster hinaus. Wenn sie tot am Boden auffällt, fahre ich in die Hölle hinab.“

Da wir auf die Mitnahme des Mädchens selbstverständlich nicht eingehen konnten, erhob sich ein furchtbares Brüllen und Toben. Am nächsten Tag gab er als Zeichen der Ausfahrt an: „ukubang‘ umsindo nokuduma, Lärmen und Toben, so wie Emporheben der Germana“. Was, wie die Folgen zeigen wird, auch tatsächlich stimmte.

Germana selbst gestand später nach ihrer Befreiung, sie wisse nichts von diesem Toben und Fluchen etc., sie erinnere sich nur daß jemand in ihr wirksam war und aus ihr heraus-sprach. An vieles erinnert sie sich nur wie an etwas Gehörtes.

P. Erasmus, der zunächst den Exorzismus vornahm, las die im Rituale angegebenen Evangelien. Germana wurde immer unruhiger und wollte entfliehen. Da sie fest gehalten wurde, schrie, tobte und brüllte sie. Nur mit Mühe konnte man sie festhalten und ihr Handschellen anlegen. Ihr Gesicht war gräßlich entstellt. Besonders schrie und tobte sie bei Annäherung der heiligen Kreuzpartikel und beim Besprengen mit Weihwasser.

Sie verstand offenbar alle Gebete und Beschwörungen des lateinischen Rituale. Sie antwortete ganz korrekt auf die in Latein gestellten Fragen und wütete vor Zorn, wenn sie in der Kirche: *Inimicus fidei et generis humani, auctormortis, radix malitiae*, Feind des Glaubens und des Menschengeschlechtes, Urheber des Todes, Wurzel aller Schlechtigkeit usw. genannt wurde.



Der älteste Zentrumswähler

büßte bei den jüngsten Wahlen der Großbauer Jos. Köppl in Gänswiese bei Neureichenau am Dreifessel (Böhmerwald) gewesen sein. Dieser 96jährige Veteran der Zentrumspartei machte, obwohl eben erst von schwerer Krankheit genesen, den zwei Stunden weiten Weg zum Wahlort vermittels Fuhrwerks bei enormen Schnee- und Kälteverhältnissen. Das Bild zeigt den noch rüstigen, wackeren Mann in seinem 70. Lebensjahre.

Einmal stand sie mitten in einer Beschwörung auf. Ihr Gesicht war häßlich entstellt, sie knirschte mit den Zähnen, knurrte und brummte, würgte sich und machte Versuche zu reden. Endlich gelang ihr das; sie bat reden zu dürfen; man erlaubte es. Da wandte sie sich zu den in der Kirche versammelten Kindern und erwachsenen Neuchristen und sprach: „Wehe, wehe, wer über mich lacht, wenn ich gesund geworden!“

Dann schrie Satan in durchdringenden, traurigen und wehmütig nachklingenden Tönen: „Ich muß ausfahren, muß sie (Germana) verlassen. Ich darf in keinen Menschen mehr eingehen, sondern muß in die Hölle hinabfahren! Wehe, wehe! Nur noch eine kleine Zeit, eine kurze Spanne. Wehe, wehe! Durch jenes Fenster dort hinten auf der Emporbühne (sie zeigte lange daraufhin) ziehe ich hinaus. Doch auch Germana muß mit, und in dem Augenblick, da sie am Boden zerschellt, fahre ich in die Hölle hinab...“

Damit ihr aber glaubet, daß ich von Germana Besitz genommen, yimina u Satan, ich der Satan, drum hab ich ihr in dieser Nacht das Kleid verbrannt. Ein anderes isiginiso (Zeichen, Befräftigungsmittel) wird man nicht erhalten.“

Damit hatte es folgende Bewandtnis: Germana hatte in der Nacht vollständig angekleidet zwischen zwei Mädchen auf ihrer Lagerstätte geruht.
(Fortsetzung folgt.)

Aus „Modernes ABC“ von P. Brors, S. J.

Mit Erlaubnis des Verfassers.

(Fortsetzung.)

Ja, wir wissen von manchen dieser Stämme mehr als von einigen der europäischen Bevölkerung, und ich erinnere hier nur an die Albanesen. Jede lebende Rasse ist noch menschlich, es ist noch keine gefunden worden, die wir als äffisch oder zwischens-äffisch bezeichnen können. Wenn sich bei Einzelnen auch Erscheinungen zeigen, welche nur den Affen eigen sind, so z. B. die bei einzelnen Völkern vorkommenden, den Affen eigentümlichen Schädelverlängerungen, so kann man doch nicht behaupten, daß diese Menschen nun deshalb

affenähnlich seien. Was die Pfahlbauten antrifft, so war es mir möglich, fast alle überhand gefundenen Schädel einer vergleichenden Untersuchung unterziehen zu können, und es hat sich auch da herausgestellt, daß wir auf Gegensätze stoßen zwischen verschiedenen Stämmen, aber unter diesen kein einziger ist, der außerhalb des Rahmens unserer gegenwärtigen Bevölkerung liegt. Es läßt sich der bestimmte Nachweis führen, daß im Laufe von 5000 Jahren eine nennenswerte Veränderung der Typen nicht festgestellt hat.“

Von Christi Auferstehung und Auferstehung der Toten.

Von vielen Protestanten wird jetzt sogar schon das Fundament dogma des christlichen Glaubens, die Auferstehung Jesu geleugnet. Sie sagen:

„Die Auferstehung Jesu ist bildlich zu erklären; sein Geist lebte in den Aposteln wieder auf.“

Darauf antworten wir:

Ist es etwa bildlich zu verstehen, wenn z. B. Jesus nach

seiner Auferstehung den versammelten Jüngern erscheint und zu ihnen spricht: „Sehet meine Hände und meine Füße, ich bin es selbst; tastet und sehet; denn ein Geist hat nicht Fleisch und Bein, wie ihr seht, daß ich habe.“ Und als er das gesagt hatte, zeigte er ihnen die Hände und Füße. Da sie aber nicht glaubten vor Freuden, und sich verwunderten, sprach er: „Habt ihr hier etwas zu essen?“ Da legte sie ihm einen Teil von einem gebratenen Fische und einen Honigkuchen vor. Und nachdem er vor ihnen gegessen hatte, nahm er das Uebrige und gab es ihnen (Lukas 24, 39—43).

Der gelehrte Professor Harnack leugnet aber die Auferstehung Christi und bringt als Grund dafür, daß Christus nicht auferstanden sei, u. a., den Umstand, „daß die Reihenfolge und die Zahl dieser Erscheinungen

nicht mehr sich ermitteln lassen“ (Dogmengeschichte S. 74 ff.).

Wenn: das ein Beweis ist, dann beweise ich auch, daß Napoleon niemals in

Deutschland war, weil etwa die Reihenfolge und die Zahl seiner Besuche nicht mehr sich ermitteln lassen können.

Wer die Echtheit dieser Evangelien anerkennt, für den ist die



Erzherzog Rainer von Oesterreich
(zum 80. Geburtstag).



Auswüchse des Militär-Enthusiasmus in England.
Militärisches Mädchenturnen in England unter Aufsicht eines englischen Offiziers (rechts auf dem Bilde).

Auferstehung Jesu vollkommen historisch beglaubigt. Die Evangelien sind aber glaubwürdige Quellen. Also steht die Auferstehung Jesu auch historisch fest. Vergessen wir aber nicht, was der heilige Paulus (1. Cor. 15, 14 ff.) sagt: „Ist aber Christus nicht auferstanden, so folgt, daß unsere Predigt vergeblich ist, vergeblich auch euer Glaube . . . denn ihr seid dann noch in euren Sünden.“ Within gehört Herr Harnack nicht zu den Gläubigen. Sein „Glaube“ ist vergeblich. Wir aber halten uns lieber mit Paulus zu Christus, dem Auferstandenen. Wir wollen eben nicht verdammte werden.

Christi Auferstehung verbürgt auch unsere eigene Auferstehung.



Himmelskönigin.

Da sagen die modernen Gelehrten:

Es ist chemisch unmöglich, daß die Leiber wieder auferstehen, denn dieselben chemischen Bestandteile sind nacheinander in verschiedenen menschlichen Leibern gewesen. Welchem Leibe sollten sie nun bei der Auferstehung zugeteilt werden? Es verweist nämlich z. B. ein menschlicher Leib; er dient dem Grase als Dünger; das Gras wird von einer Kuh gefressen; die Kuh dient wiederum anderen Menschen als Nahrung.

Darauf ist folgendes zu antworten:

„Damit derselbe Leib auferstehe, ist es nicht nötig, daß er dieselben chemischen Bestandteile habe wie früher. Medizinisch steht es fest, daß man vielleicht kein einziges Atom mehr im Leibe hat von allen, die man vor zwanzig Jahren besaß. Und doch behauptet Niemand, daß man nach zwanzig Jahren nicht mehr seinen alten

Leib habe! Also keine Furcht, als wäre die Auferstehung der Toten unmöglich! Die obige Erklärung ist durchaus nicht gegen den kath. Glauben; der Glaube lehrt nicht, daß der Körper mit denselben chemischen Bestandteilen auferstehen muß, die er im Leben oder beim Tode besaß. Aber selbst dann, wenn ein Teil des irdischen Leibes zum Auferstehungsleibe gehören müßte, wäre Gott mächtig und weise genug, um auch diesen Plan durchzuführen. „Bei Gott ist kein Ding unmöglich“, (Luk. 1, 37), gewiß nicht ein solches Wunder.“

Die Mutter im Sprichwort.

Freiherr von Düringsfeld hat ein Buch herausgegeben mit dem Titel „die Frau im Sprichworte“. Dieses Buch enthält auch eine Zusammenstellung der Sprichwörter verschiedener Nationen, die sich um den Mutternamen drehen. Wir bieten unsern Lesern davon Folgendes:

Der Deutsche hat über die Würde einer Mutter verschiedene herrliche Sprichwörter. Er sagt:

„Muttertren wird täglich neu.“

„Ist die Mutter noch so arm, gibt sie doch dem Kinde warm.“

„Wer der Mutter nicht folgen will, wird endlich dem Gerichtsdienner folgen.“

„Besser einen reichen Vater verlieren, als eine arme Mutter.“

„Was der Mutter an's Herz geht, geht dem Vater nur an's Knie.“

Im Hindostanischen heißt es: „Mutter mein, immer mein, möge reich oder arm ich sein.“

Der Venetianer sagt: „Mutter, Mutter! Wer sie hat, ruft sie; Wer sie nicht hat, vermisst sie.“

Der Russe sagt im Sprichwort:

„Das Gebet der Mutter holt vom Meeresgrund herauf.“

Der Ozeche und Lette sagt:

„Mutterhand ist weich, auch wenn sie schlägt.“

Fast bei allen Völkern findet man das bitter-süße Sprichwort:

„Eine arme Mutter kann eher sieben Kinder ernähren, als sieben Kinder eine Mutter.“

Die Leiden der Mütter bezeichnet der Italiener in dem Sprichworte: Mutter will sagen: „Martyrin!“

Ueber den Verlust der Mutter sagt ein Sprichwort der Russen:

„Ohne die Mutter sind die Kinder verloren, wie die Bienen ohne Königin.“

Der Indier sagt: „Wenn die Mutter stirbt, löst die Familie sich.“

In Italien sagt ein Sprichwort:

„Ist die Mutter tot, ist der Vater blind.“

Wahrhaftig, die Mütter dürfen stolz sein auf die Ehrentitel, die ihnen in den Sprichwörtern der Völker gewidmet sind.

Es kommt ein Tag, da wird der Gärtner fragen, O Menschenkind, ob du auch Frucht getragen, Blüten der Liebe, Früchte der Geduld, Zu Lieb und Dank für deines Gottes Guld! Drum streu hier edlen Samen in der Zeit! Drum wirke Früchte der Gerechtigkeit, Auf daß im schönen Paradiesgarten Auch deiner einstens Erntefreuden warten.

St. Josephsgärtchen.

Vermählung des heiligen Joseph.

(Fortsetzung.)

Die Vermählung des heiligen Joseph mit der allerseeligsten Jungfrau Maria fiel auf den 23. Januar. Sie wurde in Jerusalem am Berge Sion in einem eigens für solche Feste parat gehaltenen Hause gehalten.



Die hl. Dreifaltigkeit.

spielinnen Marias am Tempel zugegen und noch viele Verwandte Joachims und Annas. Auch wurden viele Lämmer geopfert und geschlachtet.

Maria trug bei ihrer Vermählung ein sehr schönes, kunstvoll gearbeitetes Brautgewand, Joseph aber einen langen blauen Rock, von der Brust bis zum Saume nieder mit Schnüren und Knöpfen geschlossen. Um den Hals hatte er wie eine Art Stola und von der Brust hingen ihm zwei weiße Bahnen nieder.

Nach der Vermählung ging Joseph nach Bethlehem, wo er Geschäfte hatte; Maria aber zog, wie schon oben angedeutet, mit zwölf oder fünfzehn Frauen und Jungfrauen nach dem Hause Annas bei Nazareth. Sie wanderten zu Fuß. Als auch der heilige Joseph ankam, fand im Hause Annas eine kleine Festlichkeit statt.

Ich sah darnach Joseph und Maria in dem Hause zu Nazareth. Joseph hatte vorn im Haus, vor der Küche, einen abgesonderten Raum, eine dreieckige Kam-

mer. Beide waren scheu und schüchtern gegen einander, sie waren sehr still und beteten.

Sie hatten keine eigentliche Haushaltung; sie erhielten alles von der heiligen Anna. Ich sah Maria spinnen und nähen, auch stricken und weben. Sie kochte sehr einfach, und während des Kochens wurde das Brot in der Asche gebacken. Sie aßen auch Schafmilch und von Fleisch meist nur Tauben.

(Fortsetzung folgt.)

Bekenne deinen Glauben.

Ein katholisches Mädchen Maria diente bei einer protestantischen Herrschaft. Die Behandlung war gut und die Verpflegung ließ nichts zu wünschen übrig. Das junge Mädchen erhielt sein Mittagessen vom Tische der Herrschaft und das Butterbrot zum Abendessen war reichlich belegt. Jeden Freitag nun ließ das Dienstmädchen den Braten und Schinken unberührt. Die Dame bemerkte das und fragte, ob ihr nicht wohl sei.

„Ach“, meinte das junge Mädchen, „Sie wissen ja, ich bin katholisch und wir dürfen am Freitag kein Fleisch essen.“

„Du liebe Zeit“, sagte die Protestantin spöttisch, „habt ihr eine Angst vor eueren Priestern!“

„Nein, Madame“, war die bescheidene, aber feste Antwort der Jungfrau, „wir fürchten nicht die Priester, wir fürchten Gott.“

Von dieser Zeit an begegnete die Dame ihrem

Dienstmädchen mit einer gewissen

Hochachtung, und war die Behandlung früher eine gute, so grenzte das Benehmen der Dame zu ihrem Dienstmädchen jetzt geradezu an Liebe. Sie beschenkte selbes oft ohne jede äußere Veranlassung, sah es gern, daß ihre Kinder in Begleitung des Mädchens den katholischen Gottesdienst besuchten. Dester als sonst ließ sich die Dame mit Maria in ernste, religiöse Gespräche ein, und genau ein Jahr nach jenem Zwiegespräch



Maria und Joseph.

wegen des Fleisshessens geschah ein Wunder: die protestantische Dame kehrte zur Kirche zurück.

Du wirst sagen: „Das ist doch kein Wunder, wenn einer katholisch wird.“ Es ist ein Wunder Gottes, wenn eine Seele gerettet wird, ein größeres, als wenn ein Toter lebendig wird. Aber Gottes Wege sind auch

wunderbar, er gebrauchte hier ein armes katholisches Mädchen, um ein Wunder zu wirken; gewiß will Gott auch uns oft zu seinen Wundertaten verwenden, wir vereiteln aber vielleicht seine Pläne, indem wir unsern katholischen Glauben nicht mutig bekennen.

(Christliche Mutter.)

○ Zur Unterhaltung und Belehrung. ○

Aus Tschakas blutigen Tagen.

(Fortsetzung.)

„Wie, Mopo,“ flüsterte sie, „du bist hier? Weißt du nicht, daß hier deiner der sichere Tod wartet.“

„Ich weiß alles,“ entgegnete ich, erzählte ihr nun meinen Plan. Als ich geendigt hatte, fügte ich bei: „Baleka, willst du nun mit mir gehen, oder willst du mir jetzt auf immer lebewohl sagen und wieder in deine Hütte zurückkehren?“

Sie dachte eine Weile nach und sagte dann: „Ich will mit dir gehen, teurer Bruder, denn dich allein liebe ich unter dem hiesigen Volk. Ich will mit dir gehen, obgleich ich fürchte, daß das Ganze ein schlimmes Ende nehmen wird und daß du mich in den sicheren Tod führst.“

Damals dachte ich nicht viel über diese ihre Worte nach, ich hatte keine Zeit dazu, später aber kamen sie mir oft in den Sinn. So schlichen wir also zusammen fort, aus folgte uns ebenfalls, und bald rannten wir über das offene Feld der Himmelsgegend zu, wo das Zululand lag.

4. Kapitel.

Mopos und Balekas Flucht.

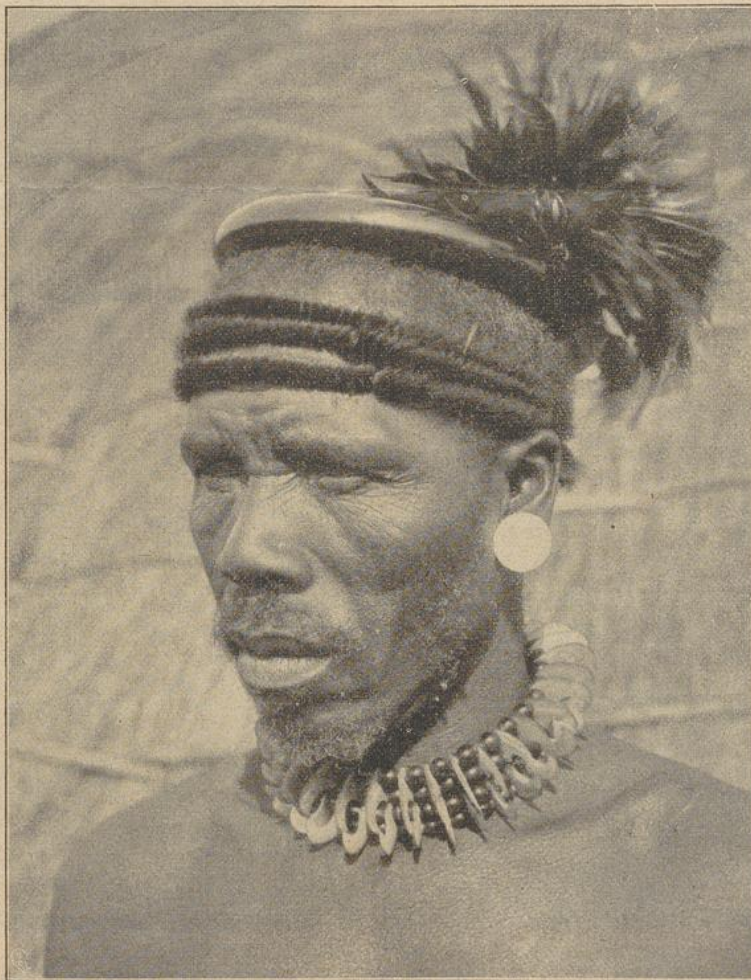
Wir liefen die ganze Nacht hindurch, bis zuletzt

sogar der Hund müde war. Dann verbargen wir uns den Tag über in einem Maisfeld, um ja von keinem Menschen gesehen zu werden. Im Laufe des Nachmittags hörten wir Stimmen; als wir vorsichtig eine kleine Ausschau hielten, sahen wir eine Abteilung Krieger, die von unserm Vater ausgesandt worden waren, uns zu suchen. Bei einem benachbarten Kraal fragten sie, ob uns niemand gesehen habe, dann gingen sie wieder weiter.

Während der Nacht setzten wir unsere Wanderung wieder fort.

Das Unglück wollte es jedoch, daß wir einem alten Manne begegneten, der uns ohne ein Wort zu sagen, verwundert anschaute. Nun rannten wir Tag und Nacht immer vorwärts, denn wir wußten, daß der alte Mann unsern Verfolgern sagen werde, daß er mit uns zusammengetroffen. Leider erwies sich später diese unsere Vermutung als nur zu wahr.

Am Abend des dritten Tages langten wir bei einem Maisfeld an, das zu unserer Verwunderung ringsum niedergedrückt war. Unter den abgebrochenen Stengeln fanden wir die Leiche eines uralten Mannes, der von zahlreichen Affagais durchbohrt war, sodaß der ganze Leichnam

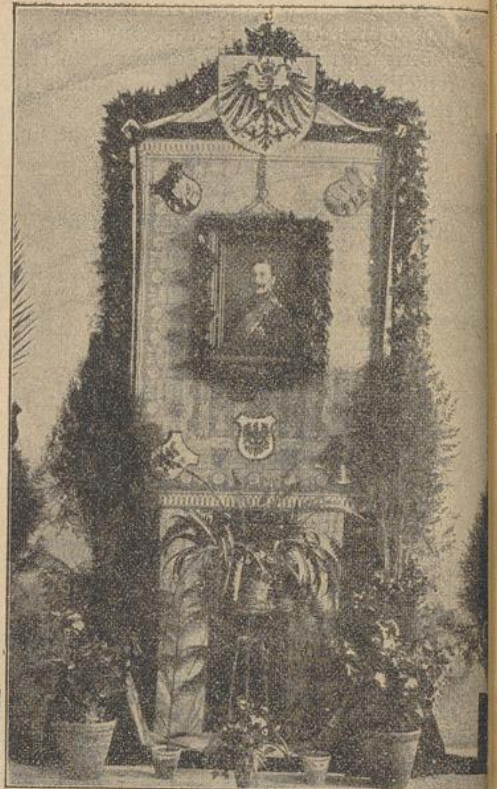


Eigentum Photogr. Atelier Mariannhill.

Kaffernhäuptling.

von Speeren starzte wie ein Igel oder ein Stachelschwein. Entsetzt gingen wir auf einem kleinen Fußpfad weiter und standen bald vor einem abgebrannten Kraal, zu welchem das Maisfeld offenbar gehörte. Doch welcher Anblick bot sich hier unseren Augen dar! Rings herum lagen ganze Haufen von Leichen: Greise, Jünglinge, Frauen, Kinder und Säuglinge, — alles durcheinander. Sie alle waren von Affagais durchbohrt worden und lagen nun tot zwischen den abgebrannten Hütten. Die Erde war rot von Blut, und rot erschienen uns auch die Leichname im Glanze der Abendsonne. Baleka stieß bei diesem Anblick einen Schrei aus; das arme Mädchen war so müde und hatte seit langem nichts mehr zu essen gehabt, als Gras und grüne Maiskolben.

„Hier hat ein feindliches Kriegsheer gehaust“, sagte ich, und während ich sprach, glaubte ich von einer niedergeworfenen Decke her ein Stöhnen zu hören. Ich sah nach und fand hier eine junge, schrecklich zugerichtete Frau. Sie war noch am Leben; wenige Schritte von ihr entfernt lag ein toter Mann, vor ihm lagen drei tote Krieger, die einem fremden Stamm angehörten. Der Mann war augenscheinlich im Kampfe gefallen. Hart bei dem Weibe aber lagen drei tote Kinder, ein Säugling ruhte tot an ihrer Brust. Wie ich nun so da stand und die arme Frau betrachtete, stöhnte sie ein zweitesmal, öffnete dann die



1. Postsekretär Neße. 2. Konsulatskanzler Drubba. 3. Konsulatsbrigademann Maronm. 4. P. Kornelius Kniel O. S. B., Superior der Dormitio. P. Mauritius Wisler O. S. B., in der Bauleitung tätig (steht links von 1.). 5. A. Eilenber, Senior der deutschen Katholiken von Jerusalem. 6. Konsulatskavali.

Erste Kaiserfeier der katholischen deutschen Kolonie in Jerusalem.

(Oben: Festmahl bei den deutschen Benediktinern im Kloster Zion.)

Augen und sah mich mit einem Speere in der Hand vor sich stehen.

„Töte mich doch schnell,“ sprach sie mit gebrochener Stimme, „du hast mich nun genug gequält!“



Divisionssparkerr Dr. Hermann Jiehe †.

Gestorben am 14. Januar d. J. im Feldlazarett Kalkfontein-Süd in Südwestafrika. Dr. Jiehe, geb. am 9. März 1856 zu Solingen im Eichsfelde, war ein außerordentlich veranlagter Mann. Er hatte auf verschiedene Universitäten Philosophie, Rechtswissenschaft und Theologie studiert und den Dokortitel mit Auszeichnung erworben. 1900 machte er bereits die Expedition nach China als einziger kathol. Feldgeistlicher mit und in dieser Eigenschaft wirkte er wiederum bei den deutschen Truppen in Südwestafrika bis zu seinem leider allzufrüh erfolgten Tode.

Tschaka, dem Zuluskönig, hat uns aufgefressen. Heute früh bei der ersten Morgendämmerung fielen sie über uns her, als wir alle noch schlafend in den Hütten lagen. Mein Mann dort und die Kinder hier waren alle bei mir. Als ich aufwachte, hörte ich ein wildes Schreien und Morden. Wir rannten alle hinaus, mein Mann mit einem Speer und Schild bewaffnet. Er war ein tapferer Mann! Sieh' nur, wie mutig er sich schlug! Drei von diesen Zulusfeln streckte er tot darnieder, ehe er selbst sterbend niedersank. Dann fielen die Schrecklichen über mich und meine Kinder her und versetzten mir so viele Stiche, bis sie glaubten, ich wäre tot. Hierauf raubten sie unser Vieh, steckten den Kraal in Brand und gingen dann endlich davon. Weshalb sie uns das angetan, vermag ich nicht zu sagen, vermute aber, daß es deshalb geschah, weil sich unser Chief

Ich sagte ihr, ich sei hier fremd und wäre keineswegs gesonnen, sie zu töten. „So bring mir Wasser,“ entgegnete sie, „dort hinterm Kraal ist eine Quelle.“

Ich rief Baleka herbei und eilte dann mit einer Kürbisflasche zu der Quelle. Es lagen Leichname darin; ich zog sie heraus, wartete ein wenig, bis das Wasser wieder klar wurde, füllte dann meine Schale und brachte sie der Frau. Sie trank lange, lange, worauf ihre Kräfte langsam wiederkehrten; das Wasser schien ihr neues Leben zu geben.

„Wie kommt ihr denn in diese schreckliche Lage?“ fragte ich das Weib. Sie entgegnete: „Ein

Kriegsheer von Tschaka, dem Zuluskönig, hat uns aufgefressen. Heute früh bei der ersten Morgendämmerung fielen sie über uns her, als wir alle noch schlafend in den Hütten lagen. Mein Mann dort und die Kinder hier waren alle bei mir. Als ich aufwachte, hörte ich ein wildes Schreien und Morden. Wir rannten alle hinaus, mein Mann mit einem Speer und Schild bewaffnet. Er war ein tapferer Mann! Sieh' nur, wie mutig er sich schlug! Drei von diesen Zulusfeln streckte er tot darnieder, ehe er selbst sterbend niedersank. Dann fielen die Schrecklichen über mich und meine Kinder her und versetzten mir so viele Stiche, bis sie glaubten, ich wäre tot. Hierauf raubten sie unser Vieh, steckten den Kraal in Brand und gingen dann endlich davon. Weshalb sie uns das angetan, vermag ich nicht zu sagen, vermute aber, daß es deshalb geschah, weil sich unser Chief

geweigert hatte, Tschaka Hilfe zu leisten in seinem Kampfe gegen Zweete.“

Hier hielt das Weib inne, stieß plötzlich einen markdurchdringenden Schrei aus und sank dann als Leiche zurück.

Meine Schwester weinte bei diesem Anblick, ich aber fing an mit dem großen Geist dort oben zu rechten, weil er solche Dinge zulasse. Ich war eben damals noch jung, jetzt denke ich anders darüber und weiß, daß wir schwarzen Völker einfach den Weg zu ihm nicht gefunden haben. Jetzt regt mich überhaupt nichts mehr auf, in Tschakas Tagen aber waren die Flüsse rot von Blut, und wollte man an einer Quelle trinken, so mußte man zuerst schauen, ob sie auch rein sei. Damals lernte das Volk zu sterben, ohne auch nur einen Laut von sich zu geben. Was schadete es? Jetzt wären sie doch alle tot. Ich kenne überhaupt nur ein Uebel, nämlich das, daß wir geboren werden.

Wir blieben in dem Kraale über Nacht, doch von Schlaf war keine Rede, denn wir hörten die Aematongo, die Geister der Verstorbenen, und sahen, wie sie umherzischlichen und einander suchten. Männer suchten ihre Frauen, und Mütter ihre Kinder. Zitternd vor Furcht lagen wir einander in den Armen, selbst aus zitterte und heulte zuweilen laut auf. Doch schienen uns die Schrecklichen gottlob nicht zu sehen und gegen den Morgen zu wurden ihre Trauerrufe immer schwächer.

Sobald es zu tagen anfang, standen wir auf und gingen zwischen den Leichenhaufen hindurch wieder in die Ebene hinab. Den Weg zu Tschakas Kraal konnten wir nun leicht finden. Die zurückkehrenden Krieger, sowie das geraubte Vieh, das sie mit sich trieben, hatten eine deutliche Spur hinterlassen, auch sahen wir zuweilen am Weg die Leiche eines Kriegers liegen. Man hatte sie einfach niedergestossen, weil ihre Wunden sie hinderten, mit den anderen gleichen Schritt zu halten.

Da wurde mir nun bange. Sollten wir unter solchen Umständen es wagen, zu Tschaka zu gehen? Würde er uns nicht ebenfalls töten? Doch wohin sollten wir uns wenden? Wir wußten es nicht; so beschloßen wir, bis auf weiteres einfach weiterzuwandern. Bald überfiel uns aber eine solche Schwäche, daß Baleka vor Hunger und Ermüdung sagte, sie wolle hier niedersitzen und sterben, um dieser endlosen Uebel für immer ledig zu werden. Wir setzten uns also bei einer Quelle nieder. Ich meinerseits wollte noch nicht sterben, und doch, wie gut wäre es für uns beide gewesen, wenn wir damals gestorben wären!



Oberstleutnant von Estorff

von der Schutztruppe in Deutsch-Südwestafrika, dem sich der Rest der Aufständischen, 130 Gottentotten mit ihrem Kapitän Johannes Christen durch die Vermittlung des P. Malinowsky, endlich ergeben hat.

Wie wir so da saßen, näherte sich aus einem dichten Gebüsch, machte plötzlich einen Sprung und rollte sich mit einem mächtigen Wild am Boden. Ich eilte hinzu und sah, wie der Hund einen Bock an der Kehle hielt, so groß wie er selbst. Derselbe mußte hier offenbar geschlafen haben. Ich versetzte ihm voll Freude, so unerwartet einen saftigen Braten bekommen zu haben, einen tödlichen Stoß mit meinem scharfen Messer und machte mich sogleich daran, ihm das Fell abzuziehen und ihn auszuweiden. Dann schnitten wir große Stücke Fleisch ab, wuschen es im Wasser und begannen es ungekocht zu essen, da wir kein Feuer hatten. Es ist zwar nicht angenehm, ungekochtes Fleisch zu essen, allein der schreckliche Hunger, den wir hatten, vertrieb uns rasch so kleinliche Bedenken und schließlich fühlten wir uns von der kräftigen Nahrung doch ordentlich erquickt.

(Fortsetzung folgt.)

Schwyz; die Urriothstock-Gruppe schließt gegen Unterwalden ab. In der Talsohle bildet einzig der bezaubernde, schöne Vierwaldstättersee einen Verkehrsweg mit den nördlichen Nachbarn. Großartige Naturschönheit und reichster Abwechslung erschließt sich da dem Wanderer. Während unten im Tale die Traube reift und die Feige im Freien überwintert, glüht oben auf den Bergen die Alpenrose in wunderbarer Pracht und grüßt das Edelweiß in Gletschers Nähe. Das braunfarbige Bauernhaus hebt sich von den tiefgrünen Matten auf. Auf trozigem Fels hat sich die Wettertanne angeklammert. Vom hohen Grat stürzt sich in schäumender dem Gisch des Wildbaches Gletschermilch ins Tal nieder. Und wer kennt nicht die Pracht des umgeben gleichlich schönen Vierwaldstättersees. Hier in diesen Bergen ist die Wiege der Schweizerfreiheit; hier ist die Geburtsstätte der Alpen-Republik. Hier ist das stille Gelände am See: das Mütli, wo die Männer der Freiheit in mondheiler Nacht tagten, um zu brechen der Vögte Macht. No-



Atdorf, Hauptort des schweiz. Kantons Uri
nach einem Kupferstich in Merians Topographia Helvetiae 1654. Seit jener Zeit hat die auf der Höhe des Gotthards entspringende Reuss mit ihren Geschiebsmassen den südlichen Teil des Vierwaldstättersees so weit aufgefüllt, daß Atdorf heute ca. 3 Kilometer weit vom Seeufer entfernt liegt.

Eine schweizerische Landsgemeinde.

Von Anton Demier.

Tief in den Bergen drin liegt das Ländchen Uri. Ein wild romantisch Tal mit gletschergekrönten Bergen, mit tiefblauem See. Himmelhohe Grenzwächter stehen rings herum und schließen das Land gegen all seine Nachbarn ab. Wie eine Feste, trozig gewehrt, hat's der Ewige selbst geschaffen zu einem selbständigen Staate. Nach Süden bildet das Gotthard-Massiv einen mächtigen Grenzwall gegen die Brüder im Tessin, Wallis und Graubünden. Eidgenössische Hilfe hat die großartigen Verkehrswegen über die hochalpinen Pässe Gotthard, Furka und Oberalp erstellt. Nach Osten hat die kunstvoll gebaute Klausenstraße den Weg nach Glarus gebahnt; ein herrliches Tal, eine großartige Alpennatur ist dadurch neu erschlossen worden. Die Rothstockfette bildet eine gewaltige Mauer gegen

It's zu verargen, wenn der Schweizer heute noch mit Stolz und Freude nach diesen geweihten Stätten pilgert! Ist's zu verwundern, wenn der Urner heute noch trugig seine Freiheit wahr, mächtig an seinen alten Gewohnheiten hängt! Es sind eben Nachkommen jener Männer, die nie gefragt, wie stark ist der Feind, sondern, wo ist der Feind. Enkel sind's der Helden von Morgarten und Sempach. Heute noch steigen sie mutig von den Bergen herunter, wallen aus den stillen Tälern heraus, hin an den Ring der Böhlingen an der Sand, am ersten Sonntag im Mai. Das ist der Urner Ehrentag — die Landsgemeinde. Da tagen sie, die Männer von Uri, ein freies Volk mit freiem Wort. Da geben sie sich ihre Gesetze, wählen sie ihre Vorsteher, da beraten sie sich über das Landes Wohl.

Nur noch wenige Kantone haben sich dies demokratische Recht — die offene Landsgemeinde —

gewahrt. Uri ist stolz darauf und läßt sich an diesem schönsten Tag des Landes nicht rütteln. Immer am ersten Sonntag im Mai, Schlag 11 Uhr, da sammeln sich auf dem Plage in Altdorf — Uris Hauptort — Behörden und Volk. In festlichem Zuge wird auf

den eine leichte Stunde entfernten Landsgemeindeplatz zu Bözlingen an der Gand, in der Gemeinde Schattdorf hinausgezogen. Voran marschieren die beiden „Zellen“, zwei hübsche, kräftige Männer in der kleidsamen Tracht der mittelalterlichen Landsknechte. Sie tragen Uris Farben, schwarz und gelb. Vom breitkrämpigen Hut wallen große, schwarze und gelbe Straußfedern. Auf der Achsel tragen die Männer Uris gewaltige Harsthörner, zwei reich mit Silber beschlagene Büffelhörner. Schon in den Chroniken über die ältesten Freiheitsschlachten lesen wir, wie der Stier von Uri zum Schrecken der Feinde brüllte, und später Segessers geflügeltes Wort: wenn das Schlachthorn Uris auf Gott-hards Höhen ertönte, so zitterte Italien bis in den Stiefel hinab.

Dann folgte die Militärmusik, ihr nach die militärische Ehrenwache mit Uris Banner. Eine herrliche gelb-damastene Fahne mit dem Uri-Stier, Geschenk von Papst Julius II. an die Urner. Strammer als sonst, mit einigem Selbstbewußtsein marschiert das Landjägerkorps der Regierung voran. Früher saßen die Herren der Regierung hoch zu Roß, würdevoll im schwarzen Mantel, mit Nebelspalter-Degen an der Seite. Jetzt sitzen sie sicherer im Zweispänner. Neben dem Amtlicher hat je ein Landesweibel mit gelb-schwarzem Mantel und mit altmodischem Nebelspalter Platz genommen. Sie tragen die Regierungs-Insignien: das Szepter mit dem Reichsapfel, das Schwert der Gerechtigkeit — eine hübsche, alte Wolfsllinge, — das Landbuch, die Gesetzesammlung — und einen gelb-schwarzen Beutel mit den Landes-Siegeln. Hoch zu Roß gewährte ehemals die Regierung einen imponierenden Anblick; dagegen mußte freilich das Köpflein demütiger heimziehen, wenn sein Herr nicht wiedergewählt wurde. Dem offiziellen Zuge folgt ein buntes Gemenge von Einheimischen und Fremden.

Auch das schöne Geschlecht ist in bunter Wahl und in festlichem Schmuck immer gut vertreten. Es ist ja im schönen Monat Mai, wo jede Knospe sich erschließt und manche Herzenswahl getroffen wird.

Angekommen beim Landsgemeindering — einer amphitheatralisch aufgebauten Holztribüne — nimmt der Landammann mit dem ersten Landschreiber am Tische in der Mitte des Ringes Platz. Das Banner wird in seiner Nähe niedergelegt, das Schwert wird

an den Tisch gelehnt, die Siegel und Gesetzesbücher auf den Tisch und die Harsthörner unter den Tisch gelegt. Die Behörden und die Geistlichkeit nehmen die vordersten Sitzplätze ein. Das ganze stimmfähige Volk besetzt die Tribüne. Die Wachtposten werden an den Ausgängen aufgestellt. Nun hält der Landammann seine Eröffnungsrede; um würdig zu tagen, fordert er dann das gesamte Volk zu einem kurzen Gebete auf. Zuerst folgen die Wahlen der Beamten, dann die Vorlagen des Landrates, weiter allfällige Initiativbegehren und zuletzt die Wahlen der Staatsangestellten. Jeder Schweizerbürger, der sich in Uri niedergelassen, hat das Recht, zu sprechen und zu stimmen. Und schon oft hat das Wort eines schlichten Bauers den Ausschlag gegeben. Eigenartig ist es auch, welch feinen Takt das schlichte Bauernvolk selbst bei den aufregendsten Fragen zu bewahren

weiß. An seinen erprobten Vorgesetzten hängt das Volk mit Liebe und hört auf ihr Wort. Die Geistlichkeit greift nur in höchst seltenen Fällen in die Debatten ein. Wird über einen Antrag nicht weiter das Wort verlangt, so schreitet der Landammann zur Abstimmung durchs Handmehr. Die Weibel entscheiden über das „Mehr“. Ist dasselbe zweifelhaft, so findet nach dreimaliger Abstimmung Abzählung statt. Wie es da oft rauscht und braust und wie die Hände in die Höhe fliegen, wenn in wichtigen Fragen die Abstimmung erfolgt.

Eine solche Landsgemeinde ist ein wahrhaft erhebender Tag und fast jedes Jahr kommen Männer von Namen und Rang aus andern Kantonen und selbst aus fremden Ländern, um Uris Männer in ihrem Raten und Tagen zu bewundern. Noch unlängst saß dort eine Königin mitten unter Uris Behörden. Sind die Verhandlungsgegenstände abgewickelt, so bewegt sich der Zug wieder in gleicher Ordnung nach

Altdorf zurück. — So tagt ein freies Bauernvolk in schlichter Einfachheit und doch wieder in erhebender Großartigkeit an Uris Landsgemeinde.



Der Schweizer Oberst der Artillerie
Armin Müller,

ein Schwager des derzeitigen Bundespräsidenten, wurde zum Generalinspektor der marokkanischen Polizei ernannt. Die Berufung des Angehörigen eines neutralen Staates auf diesen wichtigen Posten erfolgte in Uebereinstimmung mit den auf der Marokko-Konferenz in Algieras gefassten Beschlüssen.



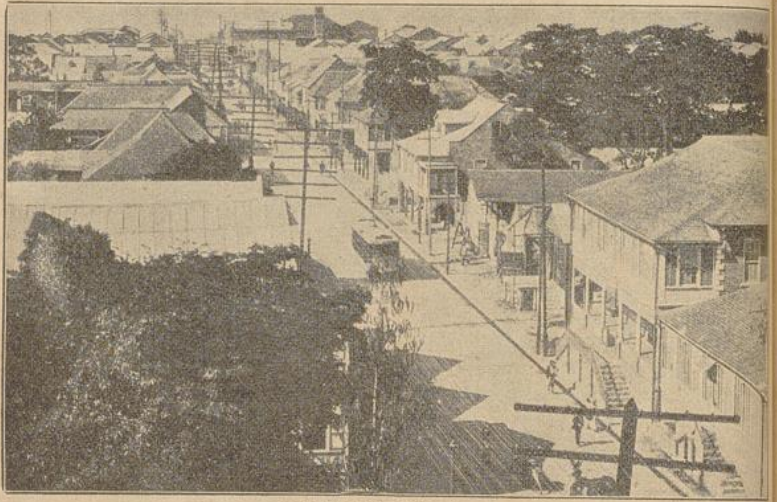
Landsgemeinde in Uri.

Die große Erdbebenkatastrophe auf der Insel Jamaika.

Zu den großen Erdbeben von San Francisco (Kalifornien) am 18. April und Valparaiso (Chile) am 17. Aug. vorigen Jahres gesellte sich am 14. Januar d. J. dasjenige von Kingston (Hauptstadt der westindischen Insel Jamaika), welches ebenfalls viele Menschenleben forderte und einen enormen materiellen Schaden verursachte. — Die Insel wurde durch Kolumbus am 3. Mai 1494 entdeckt und hieß unter spanischer Herrschaft zuerst Isla de Santiago. Im Jahre 1655 haben sie die Engländer in Besitz genommen, von da ab heißt sie Jamaika. Sie wird von etwa 800 000 Personen bewohnt, wovon der größere Teil Neger und Mischlinge sind. Infolge der englischen Herrschaft sind die Mehrzahl der Einwohner Protestanten. Katholiken sind dort ungefähr 40 000. Leo XII errichtete am 11. Januar 1827 in Kingston einen Bischofsitz, der 1890 zum Erzbistum erhoben wurde.

Landschaftlich kann man die Insel ebenso gut wie Cuba eine Perle der Antillenswelt nennen. Steigt man vom Meeresufer aufwärts dem Berge zu mit seinen Wäldern, Bächen, Flüssen und romantischen Wasserfällen, so erquickt sich das Auge an den saftigen, von hohem Grafe bestandenen Weiden, an den prächtigen Pflanzungen und Plantagen, andem Zauber der überreichen tropischen Vegetation, die in ihrer verschwenderischen Fülle Jamaika zu einem Paradies gestaltet hat. Deshalb pflegen auch zahlreiche Ameri-

kaner und Engländer den Winter in diesem „Paradies“ zuzubringen. Daß dieser herrliche Fleck Erde aber doch kein zuverlässiges Paradies ist, ergibt sich aus nachstehender Chronik: 1692 zerstörte ein furchtbares Erdbeben die damalige Hauptstadt Port Royal. Wieder aufgebaut wurde sie schon 1703 durch eine Feuer-



Kingstreet in Kingston.

brunst total vernichtet. 1780, 1843, 1882 wurde Kingston durch Feuer zerstört. 1862 wurden die Werften und große Warenlager ein Raub der Flammen. 1885 trat eine schwere Pockenepidemie auf, die tausende von Menschenleben vernichtete. Im Jahre 1886 zerstörte ein gewaltiger Wirbelsturm die gesamte Frucht-ernte Jamaikas. 1890 ging nochmals ein Zyklon über die Insel hernieder, der von schrecklichen Wolkenbrüchen und Ueberschwemmungen begleitet war. Noch heftiger war der Zyklon vom Jahre 1903, wobei 56 Personen getötet und den Kulturen, besonders den Zuckerrohrpflanzungen ungeheurer Schaden zugefügt wurde. Kingston hatte vor dem letzten Erdbeben ca. 50 000 Einwohner, wieviele davon verunglückten, ist bis zur Stunde noch nicht genau festgestellt.

Das Österei.

Wenn man die ehrwürdige alte Kathedrale von Notre Dame zu Paris besucht, die Schönheiten derselben bewundert und an ihren vielen Altären gebetet hat, so weiß ich nicht, daß irgend etwas einen so tiefen Eindruck auf einen macht, als ein Glaschrank in der Sakristei, in welchem man eine Reihe von abgetragenen Talaren erblickt, die zerrissen und durchgeschossen dahängen. Das sind die Talare der Erzbischöfe von Paris, die der Pöbel ermordet hat. Da hängt die Soutaine des Erzbischofes Sibour, der im Jahre 1857 während der Prozession in der Kirche Saint Etienne du Mont meuchlings gemordet wurde; dort ist die Soutaine des Erzbischofes Affre, der im Jahre 1848 in seiner Nächstenliebe und mit der Absicht, die aufgeregten Gemüter zu besänftigen und zu versöhnen, die Barrikaden erstieg und erschossen wurde; und endlich ist dort die Soutaine des Erzbischofes Darbois, welcher im Jahre 1871 mit anderen Gefangenen von den Kommunisten im Gefängnis von La Roquette erschossen wurde.



Neger-Toilette auf Jamaica.

Bis wenige Tage vor der Hinrichtung waren die Gefangenen zu Mazas eingekerkert; und dort kam eines Tages eine Dame zum Gefängniswärter und bat um die Erlaubnis, den Erzbischof sehen zu dürfen. Der Gefängniswärter war erstaunt über die vermeintliche Unverschämtheit

einer solchen Bitte; und er hätte seinen Unwillen in Gewalttätigkeiten ausgedrückt, wenn er nicht durch ein besonders Achtung gebietendes Benehmen der Dame, die an ihn die Bitte stellte, in Schranken gehalten worden wäre.

Den Gefangenen Darboy konnten Sie nicht

sehen," sagte er, "das sollten Sie wissen!"

"Ich bitte Sie aber freundlichst darum."

"Wer sind Sie? Was für Papiere bringen Sie?"

"Was ist Ihr Name?"

"Mein Name — mein Name ist Clementia," sagte sie.

"Ich kenne einen solchen Namen nicht. Haben Sie eine Ordre vorzuweisen?"

Es erfolgte keine Antwort.

"Dann gehen Sie, oder Sie werden arretiert, weil Sie dem Gefangenen Darboy einen ungeschlichen Titel gegeben haben. Gehen Sie!"

"Wollen Sie nicht, ehe ich gehe, die Güte haben, dieses dem Gefangenen zu geben?"

"Was ist das?"

"Es ist wenigstens unschädlich. Es ist ein Osterrei!"

"Ostern! Ja, das ist ein Fest der Pfaffen. Wir haben hier keine Ostern."

"Wollen Sie ihm freundlichst das geben?"

"Nun, meinetwegen; lassen Sie es nur da; aber gehen Sie jetzt."

Die arme Frau ging. Der Gefängniswärter legte das Ei auf einen Tisch, als ein Offizier eintrat, der eine kostbare und reich gestickte Uniform trug.

"Was Neues!" frug er in barschem Tone.

"Nichts Besonderes, Oberst, außer daß ein Weib dieses hier für den Gefangenen Darboy dagelassen hat."

"Gib' mir's."

Am Abende versammelten sich die Kommunisten-Offiziere wie gewöhnlich zu einem Banquet in der

Rue Saint Honore. Der Oberst war auch dort. Im Verlaufe der Unterhaltung, die hauptsächlich in Religionspöttelei bestand, zog er das Ei hervor und zeigte es. Hier lag nach der Ansicht der Religionspöttelei ein Zeichen des törichten christlichen Glaubens in Betreff der Osterfeier vor.

Einer der Offiziere hob es auf. "Ich habe schon von sonderbaren Intriguen gehört, die mittels Eiern gespielt wurden. Verlaßt Euch darauf, Ihr werdet etwas inwendig im Ei finden."

Die Andern lachten. "Deffne es nur, dann kannst Du ja sehen," sagten sie.

Er öffnete es, und wahrhaftig, es befand sich in demselben ein kleiner Brief zusammengefaltet.

"Da!" rief er aus, "glaubt Ihr mir nun?"

"Les, lies!" schrieen sie alle in Aufregung.

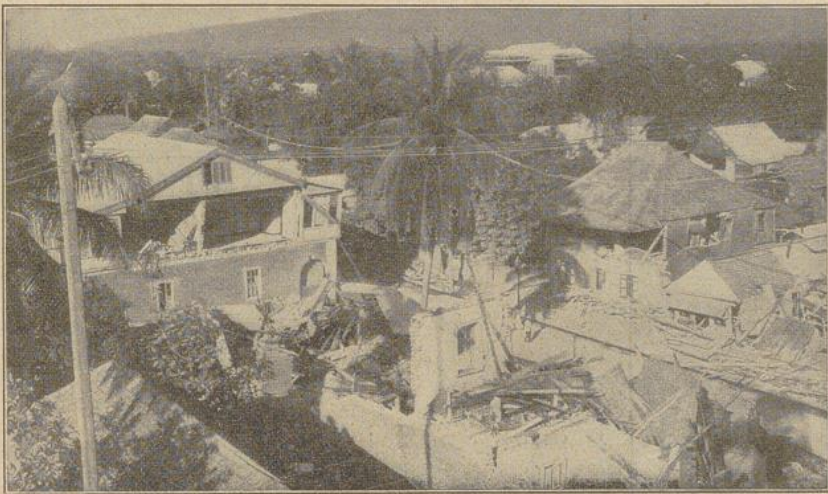
"Mein Herr Erzbischof!"

Da ich Sie nicht sehen darf, so habe ich dieses Mittel gewählt, um Ihnen meinen tiefsten Dank für die vielen Wohltaten, die Sie mir und meinen Kindern erwiesen haben, zu bezeugen. Ohne Ihre Hilfe wären meine beiden Kinder jetzt tot, da sie die Belagerung nicht hätten überleben können. Nun aber sind sie ganz gesund und bitten um Ihren Segen.

Jeden Tag um 2 Uhr will ich sie nach Mazas bringen, damit sie wiederum den geschätzten Segen ihres Wohltäters empfangen, zugleich mit ihrer unglücklichen Mutter —"

Hier wurde der Leser durch ein lautes Gelächter unterbrochen.

"Sicherlich, eine sehr interessante Verschwörung," sagte der Leser des Briefleins.



Eine vom Erdbeben zerstörte Straße in Kingston, Jamaika.



Prinz Luitpold, bayr. Thronfolger.

„Sie ist jedoch nicht besonders gefährlich,“ meinte ein Anderer, „hat aber der Brief keine Unterschrift?“ „Freilich hat er eine Unterschrift, aber man kann sie schwer enträtseln. Clementia, glaube ich heißt es, ja, ja, Clementia Arpentini.“

Bei diesen Worten herrschte Grabesstille; und alle Augen waren auf den Obersten gerichtet, der totenblaß wurde.

„Clementia Arpentini,“ stammelte er, „das ist — ja, das ist meine Mutter, die ich um ihr Brot gebracht habe. Welch ein elender Mensch bin ich!“ Er stürzte aus dem Zimmer, und bald darauf zerstreute sich die Gesellschaft.

Was aus dem Obersten geworden ist, wurde niemals mit Sicherheit in Erfahrung gebracht. Vielleicht ist er in einem der zahlreichen Straßenkämpfe gefallen und sein Leichnam unerkannt auf die Seite geschafft worden. Es ist sicher, daß man seinen Namen nicht mehr gehört hat.

Es wird erzählt, daß in jenem Augenblick, als der Erzbischof mit den anderen Schlachtopfern gegen die Mauer geworfen wurde und die Schlägerei beginnen sollte, ein Mann in zerrissener Uniform sich vor ihm auf die Kniee warf und ausrief: „Mein Herr, auch ich muß dem Tode ins Angesicht schauen, segnen Sie auch mich, wie Sie so oft meine Mutter und meine Brüder gesegnet haben!“

Er wurde mit den Gefangenen erschossen.

Eine Reise rund um Afrika.

(Fortsetzung.)

Ein Anziehungspunkt für jeden Fremden, ist der ziemlich weit von der Stadt entfernte, große Botanische Garten, in welchem ein guter Teil der afrikanischen Pflanzenwelt zusammen getragen ist und stellenweise einen wahren Wald bildet von Palmen-, Bambus-, Eucalyptus-, Drachen-, Bananen- und andern Bäumen und Sträuchern ohne Zahl.

Die Bevölkerung Algeriens besteht zum größten Teile aus Arabern und daneben aus Beduinen (Zeltbewohner, ein echtes Nomadenvolk, das mit seinen Herden im Lande herumzieht); ferner aus den Mauren, ein Mischlingsvolk; aus den Kabylen, den

eigentlichen Nachkommen der alten Berber; aus Negern und zu einem kleinen Bruchteil aus Franzosen, Italienern, Spaniern und Juden. Die Mohamedaner trennt ein tiefer, religiöser Haß von den Christen, vor denen sie sich nur solange beugen, als sie die französischen Bajonetten zu fürchten haben. Da die Vielweiberei in ihrer Religion begründet ist, so konnte weder von staatswegen noch durch die Missionäre dieselbe abgeschafft werden und Befehrungen kommen selten vor, obwohl ein großer Teil der in den Städten wohnenden Araber

ihre Kinder in die katholischen Schulen schickt. Die Frau ist die Sklavin des Mannes und wird von ihm hart und herzlos behandelt, er kann sie jederzeit ohne weitere Formlichkeit entlassen.

Etwas besser sind die Moreskinnen oder Frauen der Mauren daran, die sich auch nicht zu verschleiern brauchen. Originell ist der zuckerhutförmige, durchbrochene Gold oder Silber gewirkte Hut derselben (siehe Bild). Die Kleidung ist oft sehr malerisch und farbenreich. Auf dem Hauptplatze (place de la République) befindet sich die schönste Moschee von Algerien. Der Zutritt für Christen ist hier leichter als anderswärts, doch gibt es im Ganzen nicht viel zu sehen und eine Moschee gleicht so ziemlich der andern in der Bauart und Einrichtung; wir werden später in Egypten einige hübsche Mos-



Maureskin.

scheen etwas näher zu sehen bekommen und werden deshalb nur noch einen Blick auf den herrlichen Palast des Erzbischofs, im reichsten maurisch-byzantinischen Stil erbaut und früher von der Tochter des Des Mustapha bewohnt.

Doch genug nun von der Hauptstadt, wir wollen von hier aus einen kleinen Abstecher zur Wüste „Sahara“ machen. Der erste Ritt dauert gleich schon 15 Stunden und bringt uns nachts spät nach Konstantine. Die Gegend vom Meere aus bis zum Fuße des ost-westwärts ziehenden mehrere hundert Stunden langen Atlasgebirges ist flach oder nur sanft ansteigend und sehr fruchtbar. Die Fahrt über den Atlas ist ziemlich interessant, die Bahn übersteigt denselben in ca. 4000 Fuß Höhe. Am meisten in die Augen springend sind für den Reuling, neben den hohen Eucalyptusbäumen, Bananen, Oleander, Agaven etc. besonders die großen Korleichen, dessen Rinde das bekannte Korleholz für unsere Flaschen und andere Zwecke liefert.

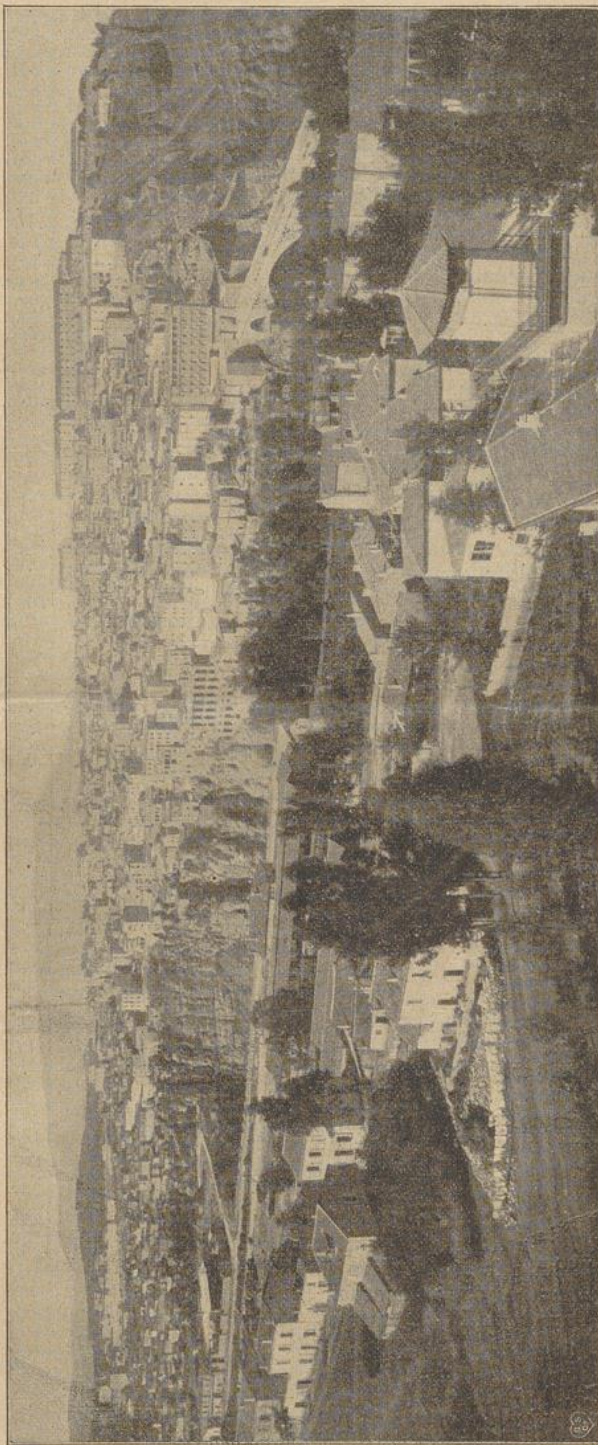
Bekanntlich kann der ganze Baum von der oft bis 3 Zoll dicken Rinde entblößt werden ohne dem Baume zu schaden, vielmehr wächst die Rinde sofort wieder nach. Auf der gewaltigen, aber leider ganz fahlen Hochebene sind die Wälder durch den Unverstand der Einwohner und die jahrhundertelange Gefeklosigkeit ausgerottet worden.

Konstantine (über 50 000 Einwohner) wird Jeden überraschen, der vom Bahnhof kommend diese alte Araberstadt zum ersten Male sieht. Dieselbe steht nämlich auf einem 60 bis 200 Meter hohen Kalkfelsen, der mit den umliegenden Höhen nur durch eine schmale Landzunge verbunden ist. Vom Bahnhofe aus führt eine 98 Meter hohe eiserne Brücke zur Stadt, denn halbkreisförmig um die Stadt fließt in dieser Tiefe der Fluß Nummel. Konstantine ist sehr gewerbereich, ist Sitz eines Bischofs, eines Präfecten, eines Divisions-Generals usw. Etwa ein Drittel der Bevölkerung dürfte französisch sein (wovon der größere Teil allerdings Soldaten).

Konstantine war schon im Altertume eine der reichsten und blühendsten Städte Numidiens und berühmt durch die Pracht ihrer öffentlichen Gebäude und die große Bevölkerungszahl. Jugurtha konnte sie 113 v. Chr. nur nach langwieriger Belagerung durch Hunger zur Uebergabe zwingen. Die römischen Feldherren Metellus und Marius benutzten sie als Hauptstützpunkt auf ihren Eroberungszügen. Unter Julius Cäsar erhielt Konstantine das römische Bürgerrecht, doch war seine Glanzperiode bereits vorbei und der Verfall begann, bis es 311 in einem Kriege ganz zerstört wurde. Kaiser Konstantin der Große baute die Stadt schon im folgenden Jahre wieder auf und gab ihr seinen Namen, denn vorher hieß sie Cirta. Der große Kaiser befestigte die Felsenstadt derart gut, daß selbst die Vandalen im 5. Jahrhundert dieselbe nicht zu bezwingen vermochten. Erst den Arabern gelang es, 710, die Stadt einzunehmen, sie behielt indeß ihre Selbstverwaltung bis sie im Jahre 1520 unter die Botmäßigkeit der türkisch mohamedanischen Beherrscher Algiers kam, welche Konstantine unter die Regierung von Beis stellten, die ihrerseits aber sich bald zum fast unabhängigen Herrn der Stadt und des Gebietes empor arbeiteten, so daß nach der Einnahme der Stadt Algier im Jahre 1830 die Franzosen eine eigene Expedition zur Eroberung Konstantines entsenden mußten, der es nach mehrfachen vergeblichen Angriffen, langwieriger Belagerung und schweren Opfern erst 1837 gelang, die Stadt einzunehmen und zwar über die oben erwähnte stark befestigte Landzunge, woselbst dann später ein schönes Denkmal in Form einer Pyramide errichtet wurde zum Andenken an die vielen gefallenen Soldaten.

Beim Besuche des alten, arabischen Teiles der Stadt fällt dem Europäer gar vieles Ungewohnte auf: so die engen krummen, überwölbten oder überdachten Gäßchen (zum Schutze gegen die sengenden Sonnenstrahlen), die Arbeits- und Verkaufsbuden, die viel Ähnlichkeit haben mit unsern Marktbuden, denn dieselben sind meist nur wenige Quadratmeter groß, so daß der Käufer nicht in das

Magazin eintreten kann, dafür aber von der Straße aus den ganzen Kram übersehen und auswählen kann; der Verkäufer sitzt meist in der Mitte mit unter-



Konstantine.

geschlagenen Weinen. In solchen Arabergäßchen folgt ohne Unterbruch Bude an Bude und zwar gibt es Straßen wo nur Silberarbeiter, andere wo nur Lederarbeiter, wieder andere wo nur Schuster wohnen und

arbeiten, kurz jedes hat seine eigene Gasse. Im europäischen Stadtteile sind dagegen die Verhältnisse wie bei uns: schöne, breite Straßen, hohe, moderne Häuser mit eleganten Magazinen, große Hotels usw.

Als der Reiseonkel vor vielen Jahren mal hier vorbeireiste auf seinem Wege nach der Wüste, wäre ihm hier, in Konstantine, beinahe was recht Unangenehmes passiert. Der Reiseonkel kam von der Hafenstadt Philippeville her und stieg in Konstantine aus, um diese berühmte Felsenstadt etwas genauer anzusehen, als solches von der Bahn aus möglich gewesen wäre. Er ließ also seine zwei auffällig braunrot angestrichenen Koffer auf dem Bahnhof zurück und fuhr in die Stadt. Nach einem kräftigen Imbiß gings die Felsen hinunter, um die berühmte Kummelschlucht zu besuchen. Der wilde Fluß hat in den Kalksteinfelsen mehrere Tunnel gegraben (über das eine derselben führt die eiserne Brücke vom Bahnhof zur Stadt). Als er sich der wohl 30 Meter hohen Oeffnung des ersten großen Tunnels näherte, sah er weiter hinten eine schwarze Gestalt, die sich beim Näherkommen als einen jungen Franzosen entpuppte. Nach kurzer Begrüßung wollte der Onkel vorwärts gehen, dem Ende des Tunnels zu, wurde aber von dem jungen Franzosen gewarnt, nicht aus dem Tunnel herauszutreten, weil hoch oben an dem fast senkrechten Felsen eine Straße gebaut und bei den Sprengungen die Steine und Felsstücke in den Fluß herunter stürzten. Davon hatte der Onkel aber keine Ahnung gehabt, er ließ sich warnen und tat gut daran, denn nicht lange hernach krachten die Schüsse und eine Menge Steine kamen in den Fluß herunter gesaut. Die zwei neuen Freunde gingen nun zusammen aus der Schlucht zurück, da ein weiteres Vorrücken zu gefährlich erschien und besuchten die etwa 3 Kilometer entfernten heißen Quellen Sidi-Megid. Der junge Franzose, der schon seit einigen Monaten in Konstantine sich aufhielt und Bescheid wußte, schlug nun vor, den kürzern Heimweg über den Berg zu wählen. Auf schmalen Ziegenwegen gings ein gut Stück steil aufwärts, als wir plötzlich vor einer fast senkrechten Felswand standen, an der eine ca. 10 Meter lange ziemlich morche Leiter befestigt war. Jetzt hieß es wählen, entweder den nicht ungefährlichen Weg wieder zurück oder vorwärts, doch inzwischen war der junge Franzose schon bald oben und der alte Onkel folgte nach. Diese Kletterei wiederholte sich noch mehrere Male bis wir oben waren. Nun gings wieder abwärts der Stadt zu, wo bei einer Flasche ächten Algier-Wein die Eintagsfreundschaft gefeiert wurde. Kurz darauf Abschied und unser Reiseonkel spazierte gemächlich durch die Hauptstraße hinunter dem Bahnhofe zu, als er zu seinem Erstaunen durch die weit geöffnete Türe einer Apotheke seine zwei rotbraunen Koffer erblickte. Vergeistert interessierte sich der Onkel sehr über das Wie und Wann ihres Hierseins und erfuhr vom Apotheker daß dieselben von dem arabischen Bedienten des Hotel de Paris hergebracht worden seien. Vermittelt der Schlüssel stellte nun der Onkel sein Eigentumsrecht fest, doch das half nichts und flugs gings zum Hotel de Paris, wo Frau Wirtin achselzuckend meinte, sie könne nichts dafür. Auf die Drohung der Anzeige beim Militärkommando ließ Madame den Araber rufen, der seinerseits behauptete das gehe ihn nichts an, ein Herr im Hotel habe ihm den Gepäckschein eingehändigt

und auf dem Bahnhof habe man ihm diese 2 Koffer gegeben, die er nach Weisung des Herrn in die Apotheke verbracht habe.

(Fortsetzung folgt.)

Danksagungen

sind eingegangen und war Veröffentlichung versprochen, aus Mansquid, Geismar, Schwaig bei Erding, Lonsen, 2 von Straßburg, München, Neustrelitz.

Gebets-Empfehlungen.

Um Heilung eines Augenleidens und Verschönerung vor Operation — Eine Wohltäterin empfiehlt sich dem Gebete zu Ehren der Mutter Gottes von Lourdes und z. hl. Antonius. — Ein Erstkommunikant. — Eine schwer kranke Wohltäterin. — Die Zrl. Schwester eines Pfarrers, Wohltäterin und Beförderin. — Ein lahmes und kläffendes Kind. — Mehrere Anliegen. — Ein kranker Wohltäter. — Ein schweres Anliegen. — Eine Wohltäterin in verschiedenen Familienanliegen. — Ein Wohltäter und Beförderer um das Almosen des Gebetes für seinen schwer erkrankten Chef. — Ein Wohltäter bittet um das Gebet für Lebende und Verstorbene und um gute Kindererziehung. — Das kranke Kind eines Wohltäters. — Zwei fast religionslose Familien. — Ein kranker Mann. — Ein Fräulein in einem körperlichen Leiden. — Um ein gutes Dienstmädchen. — Um Befreiung eines Sünders. — Um Erlösung und Erlangung des Berufes als Missionär. — Die kranke Oberin eines Klosters. — Eine kranke Wohltäterin. — Ein Erstkommunikant. — Ein Sohn, und Familienanliegen. — Eine Mutter für ihre Kinder, besonders ihren Sohn. — Sechs Anliegen aus Neuheide. — Ein Jüngling in der Fremde. — Eine Kranke. — Mehrere wichtige Anliegen. — Eine augenleidende Frau. — Zwei alte Personen. — Ein Wohltäter um die Wiedererlangung der Gesundheit seiner Frau. — Für die Befreiung eines Sünders. — Zwei Wohltäterinnen in schweren Anliegen. — Um Wiedererlangung der Gesundheit und gute Stände. — Ein junger Mann in einem wichtigen Anliegen. — Eine Wohltäterin in besonderen Anliegen. — Eine Wohltäterin empfiehlt ein besonderes Anliegen. — Eine kranke Frau um vollständige Genesung. — Um die Gesundheit eines Kindes. — Eine Vergiftungs-Leidende in einem wichtigen Anliegen. — Das Anliegen einer Frau.

Memento!

Von unseren Wohltätern sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Zrl. Angelika Kint, Pilsen; Herr Josef Wilsperger, Cham; Frau Franziska Fischer, Stuttgart; Frau M. Coleta O. S. Fr., Kaufbeuren; hochw. H. Pfarrer A. Gabn, Böhmendorf; hochw. H. Pfarrer Christman, Weyher; hochw. H. Pfarrer M. Rambauer, Altmünster; Frau M. Anna Ziegler, Tauberrettersheim; Frau Sabina Baumann, Gempfling; hochw. H. Pfarrer Paul Schlor, Unterpleichfeld; Agathe Hauber, Wangen; Wilh. Gottmann, Aglasterhausen; hochw. H. Pfarrer A. Meiser, Engelsberg; Pfarrer M. Kögel, Boos; Josef Wegler, Burggen; Karolina Steinle, Ottenhofen; Mathilde Wittner, Breslau; Josef Limberger, Lehrer a. D., Scheinfeld; Nikolaus Lambert, Büttenbach; Frau Lambert, Büttenbach; Zrl. Josefina Grischop, Lohme; Zrl. Elisabeth Meriens, Laumenbeck; Franz Geilen, Niedersfeld; Zrl. Maria Louise Kleutges, Gelep; Zrl. Elisabeth Kipping, Köln; Herr Heinrich Thoma, Bonn; Frau Josef Kömer, Wertheim; Maria Wilmann, Groß-Ragbach; Maria Harnagel, Junsbrunn; Ordensschwester Oberin Deutsch, Troppau; Magdalena Szarg, Kitz; Alex. Reiterer, Kitz; M. Kernbichler, St. Peter b. Graz; Josef Vät, Groß-Florian; Anton Kereon, Pfr., Stein-Krain; Aurella Fleischaker, Kitz; Martin Wildner, Kitz; Agnes Kröll, Graz; Maria Siegel, Prag.

Brief mit Schein von N. erhalten.

Das „Vergißmeinnicht“ erscheint auch in polnischer Sprache, reich illustriert unter dem Titel

„Wiadomości misyjne“

kostet jährlich 2 Mark für Deutschland,

2 Kr. 40 hl für Oesterreich-Ungarn,

1 Rubel 50 Kop. für Rußland,

50 cents für Amerika,

2,50 Mark für alle andern Länder

und ist zu bestellen für Europa bei der:

Vertretung der Mission Mariannhill in Breslau, Sternstr. 52 pl.

für Amerika bei:

The Trappists, Detroit, Mich., Forest Ave 596.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei Würzburg G. m. b. H.